

Existenz und Logos

Zeitschrift für sinnzentrierte Therapie - Beratung - Bildung, 20. Jahrgang, Heft 20/2012

Editorial 3

I. Beiträge

Meike Cordula Wiesenthal

Sinn durch Musik

Logotherapeutisch/existenzanalytische Intervention mit musiktherapeutischen Elementen in der Arbeit mit schwerstbehinderten Kindern und Jugendlichen 4

Johannes Nathschläger

Sucht und Sinn

Logotherapeutische Anwendungen in der Praxis der Suchthilfe 13

Peter Suchla

Bestimmt unsere Vergangenheit unsere Zukunft?

Ein logotherapeutischer Blick auf einen weit verbreiteten Irrtum 30

Otto Zsok

Biologismus und Rassenwahn in Deutschland in den Jahren 1859–1939

im Licht der Logotherapie und Existenzanalyse Viktor E. Frankls 38

Renate Mrusek

Ideen zu einer logotherapeutisch fundierten Paarberatung 64

II. Logos-Geschichten

Susanne Petermann

Das Lebenshaus 71

III. Rezensionen

Bernd J. Claret, „Warum ist die Schöpfung so, warum nicht anders?“.

Ein Denkversuch über „die eschatologische Frage“ im Anschluss an Joseph Bernharts geschichtstheologische Reflexionen (*Otto Zsok*) 73

Annerose Cornell, Sinn oder Konsum? Die Wiederentdeckung der

menschlichen Würde im Bildungswesen (*Otto Zsok*) 83

Inhalt

Bernhard A. Grimm , In den Armen des Lebens. Reflexionen zum Menschsein (<i>Otto Zsok</i>)	87
Wolfram Kurz , Grundriss der Logotherapie und Existenzanalyse und ihre Arbeitsfelder. 2 CDs, verfasst und gesprochen von Wolfram Kurz (<i>Otto Zsok</i>).	93
Elisabeth Lukas , Vom Sinn getragen. Ein Leben für die Logotherapie (<i>Otto Zsok</i>)	96
Johannes Nathschläger , „Sinnsucht“. Mein Lauf in die Nüchternheit (<i>Otto Zsok</i>).	100
Julian Nida-Rümelin , Humanismus als Leitkultur. Ein Perspektivenwechsel (<i>Otto Zsok</i>).	104
Gudula Ritz-Schulte/Alfons Hucklebrink , Autor des eigenen Lebens werden (<i>Robert Steiner</i>).	110
Cornelia Schenk , Vom Sinn der Krankheit. Die Kunst, in schweren Tagen ein gutes Leben zu führen (<i>Otto Zsok</i>)	113
Martin Seligman , Flourish – Wie Menschen aufblühen. Die Positive Psychologie des gelingenden Lebens (<i>Peter Suchla</i>)	121
IV. DGLE-Nachrichten	123
<i>Hinweise für Autorinnen und Autoren der Zeitschrift „Existenz und Logos“</i>	125

EDITORIAL

Die Beiträge dieses Heftes greifen in der Geschichte dieser Zeitschrift selten behandelte Themen auf: die Arbeit mit Schwerstbehinderten („Sinn durch Musik“) und mit Suchtkranken („Sucht und Sinn“), die Analyse verbreiteter psychotherapeutischer Vorannahmen („Bestimmt unsere Vergangenheit unsere Zukunft?“) sowie ein historischer Rückblick im Sinne einer Relecture Viktor Frankls, der dazu dient, bestimmte Aussagen Frankls mit Inhalt zu füllen und so nachvollziehen zu können („Biologismus und Rassenwahn ...“) – ein Rückblick, der bestürzende Fakten ans Licht bringt und einmal mehr zeigt, wie wichtig es ist, sich intensiv mit Weltanschauung und Menschenbild auseinanderzusetzen.

Elisabeth Lukas feiert im November dieses Jahres ihren 70. Geburtstag. Dazu erscheint ihr neuestes (autobiographisches) Buch, dessen Rezension hier zeitnah publiziert wird, um der Jubilarin auch auf diese Weise im Namen der Zeitschrift „Existenz und Logos“ Dank zu sagen, denn die Existenz dieser Zeitschrift verdankt sich nicht zuletzt auch ihr, die seit der ersten Ausgabe der Zeitschrift im Jahr 1986 (damals noch unter dem Titel „Logotherapie. Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Logotherapie“) lange im Herausgeberteam mitwirkte und mit zahlreichen Beiträgen zum Renommee der Zeitschrift beitrug.

Die Schriftleitung

I. BEITRÄGE

Meike Cordula Wiesenthal

Sinn durch Musik

Logotherapeutisch/existenzanalytische Intervention mit musiktherapeutischen Elementen in der Arbeit mit schwerstbehinderten Kindern und Jugendlichen

1. Eingeschränkte Lebens- und Wahrnehmungsqualität bei schwerstbehinderten Menschen als besondere Problematik der heutigen Leistungsgesellschaft

Heutzutage erlebt sich ein behinderter Mensch trotz aller EU-Resolutionen und Normalisierungsbemühungen oft als unnötiger Kostenfaktor einer sowieso schon angespannten finanziellen Situation. Klassifizierungen zeigen ihn als Mängelwesen in einer Gesellschaft, die soziale Stellung, Geld und Macht überbewertet.

Behinderung bedeutet eine umfangreiche, zeitlich nicht überschaubare, mehrere Komponenten betreffende Abweichung von der Norm. Behinderte Menschen haben eine extreme von außen schwer nachvollziehbare Lebenssituation: traumatische gesundheitliche Krisen, eingeschränkte Aktivitäten bis hin zur völligen Abhängigkeit vom Pflegepersonal. Oft besteht zudem eine schwere geistige Behinderung mit gestörter Selbst- und Fremdwahrnehmung, mit mangelnden kognitiven Möglichkeiten und hirnorganischen Prozessen.

2. Mögliche Folgen für den behinderten Menschen

Gerade in schwersten lebenslangen Extremsituationen tritt die Frage nach dem Sinn besonders hervor. Auch ein schwerstbehinderter Mensch spürt seine mangelnde Daseinsqualität, sein Anderssein, selbst wenn vieles für ihn diffus bleibt:

- Mangelnde Wahrnehmung und kognitive Verarbeitung lassen die Umgebung, das soziale Umfeld, das Tagesgeschehen und sogar die eigene Person diffus erscheinen.

- Das wiederum führt zu Ängsten, Unsicherheit, Apathie.
- Ohne zeitlich Orientierung, ohne Hoffnung auf eine Perspektive für die Zukunft fühlt sich der behinderte Mensch verloren im Sumpf von Trauer, Schmerz, Verzweiflung und Resignation.
- Dazu kommen körperliche Schmerzen z.B. Verspannungen durch Tetraspastiken. Diese Perspektivlosigkeit kann auch zu Aggressionen und Verhaltensauffälligkeiten führen.

3. Behinderung und Musik

Musik ist eine universelle Erfahrung, an der alle Menschen teilhaben können. Ihre fundamentalen Elemente Melodien, Harmonien und Rhythmen setzen in Bewegung, begleiten die Seele durch alle Stadien der Erfahrungen, bieten akustische, energetische Nahrung, wirken gegen die Geist-Seele-Leib-Spaltung und infantilen Ich-Bezogenheiten, die zur inneren Leere und Depression führen können. Man kann auf Musik nicht nicht reagieren, Musik ist Ausdruck der Seele. Über Musik erlebt man:

- Beziehung (Spannung zwischen Neugier und Sicherheit);
- Intensitätsniveau (optimale Ausgeglichenheit zwischen Erregung und Stimulierung);
- Intersubjektivität (Erleben von emphatischen zwischenmenschlichen Beziehungen);
- Affektabgleich (Gefühlsaustausch);
- Disposition (Beziehung schaffen durch Musik: „Du bist stimmig!“).

Behinderung bedeutet Förderbedarf. Aber häufig erlebt ein behinderter Mensch die Betonung der Andersartigkeit, Isolierung. Er ist unfähig, Lebenserfahrungen zu assimilieren, hat wenig Zutrauen zu den eigenen psychischen Kräften, vermag vor Angst und Furcht nicht auf das Leben zu antworten und lebt in einem Strudel von Emotionen. Sein Bewusstsein ist so schwach, dass er nur verwirrende Bruchstücke der Realität wahrnimmt. Dazu kommen Kommunikationsschwierigkeiten und eine demoralisierende Abhängigkeit.

Jeder Mensch erlebt seinen Körper mit seinen Bedürfnissen und Wünschen nach Anerkennung, eine kognitive Wahrnehmung und den Wunsch nach sozialen Beziehungen, nach Lebensgestaltung, Humor und Spiel. Er erlebt aber auch die Vereinzelung in Extremsituationen und seine Sterblichkeit.

Was macht nun die Musik mit einem behinderten Menschen, der eine menschliche Bindungsinsuffizienz, mangelndes Urvertrauen und Minderwertigkeitsgefühle hat?

Jeder schwerstbehinderte Mensch kann Musik erleben. Musik ist für ihn als Zugehöriger einer Randgruppe ein tröstendes Element, sie durchtönt ihn (per-sona = durchtönen, das Leben begleiten). Sie erinnert an vorgeburtliche Hörerfahrungen (pränatale Geräusche wie Puls, Herzschlag, Schwingungen), und so gibt es ein Wiedererkennen, eine Brücke zwischen der Welt des Uterus und der realen Welt.

Musik bietet emotionalen Zugang, gibt Körpergefühl, erweitert den Erfahrungshorizont, bietet Zugang zu Sprache und Kreativität und schafft Distanz zu sich selbst.

Musik gibt ein Gefühl von Intaktheit, Ordnung, Lebensfreude, Mut zur Lebensbewältigung und bietet sich als Weg zur Gottesannäherung. Musik ist angenehm, erregend und sie macht rund.

4. Frühkindliche Entwicklung

Pränatale Hörerfahrungen bilden einen Urrhythmus, ein akustisches Werk, eine Lebenspartitur, die auch heute noch in klassischer Musik oder ersten sprachlichen Äußerungen eines Kindes (ma-ma =Doppelherzschlag) vorkommen. Das Kind hat also bereits Schwingungen, Vibration und Pulsation erlebt, und später kommt es durch Musik zu Verknüpfungen im Gehirn und so zur Weitergabe von Botenstoffen. Somit kommen wir zur Wahrnehmung.

Wahrnehmung

Ein behinderter Mensch durchläuft in der Regel selten die normalen Entwicklungsstadien des Kindes. Durch Musik wird eine breitangelegte, ganzheitliche Wahrnehmung gefördert (Körperwahrnehmung, Sinneswahrnehmung, Kommunikation, Kognition, Sozialerfahrung, kosmisches Eingebundensein). Körperwahrnehmung bedeutet auditive, vestibuläre, taktile, visuelle Wahrnehmung. Der Körper als Klangraum, Erfahrung von Atmung und Stimme, sowie Ruhe und Meditation lässt sich mit Musik erfahrbar machen. Dabei fordert Musik keine Leistung, sie fördert das Wohlbefinden und versetzt Gehirnströme in Schwingungen. Sensomotorik und Motorik arbeiten eng zusammen.

Kommunikation

Die Stimme ist die Brücke zwischen Seele, dem Innen, und der Außenwelt, ist Indikator der Befindlichkeit und hat einen hohen Appellwert. Musik ist eine vagotone Beeinflussung, der Vagus-Nerv speist den Kehlkopf. Psyche, Körper und Persönlichkeit klingen durch und drücken Nähe oder Distanz aus. Alte und behinderte Menschen sowie Kindergartenkinder äußern spontan Ausdruck der Freude durch die Stimme, sie improvisieren mit Vokalen. Der mittleren Generation geht dies durch gesellschaftliche Verengung, Bedürfnis nach Unauffälligkeit, Verdrängung von Gefühlen und Angst vor Zurückweisung vorübergehend verloren. Gerade kommunikationsverarmte behinderte Menschen brauchen Musik und die Stimme als Sicherung. Sie orientieren sich zuerst an der Stimme und so entsteht Kommunikation.

Bewegung

Bewegung ist wichtig für die körperliche Selbstwahrnehmung und die sozialen Beziehungen. Bewegung, Sprache und Wahrnehmung sind eng miteinander verkoppelt. Ohne Bewegung ist keine Entwicklung und kein Lernen möglich. Geistige und rhythmische Impulse waren früher in der Religion und Philosophie mit ganzkörperlichen Bewegungen verknüpft. Im heutigen Abendland sind wir verkopft und erziehen unsere Kinder zum anständigen ruhigen Sprechen, ohne herumzuhüpfen. Gehen ist ein rhythmischer Impulsgeber, Stampfen erdet, das Benutzen beider Hände (Klavierspielen, Trommeln) aktiviert beide Gehirnhälften. Behinderte Menschen haben krankheitsbedingt oftmals schwere Bewegungseinschränkung. Hier kann die Musik einsetzen.

5. Musiktherapie

Zunächst muss hier differenziert werden, da nicht jede musikalische Förderung mit Musiktherapie gleichzusetzen ist.

- Unterricht hat eine Thematik, Intention, eine Methodik, um Lernprozesse in Gang zu setzen, und wird von Pädagogen gestaltet.
- Förderung orientiert sich an dem Förderbedarf der Entwicklung des Einzelnen.
- Therapie ist ein gezielter Einsatz eines Therapeuten bei entsprechender Indikation zur Wiederherstellung der körperlichen, seelischen und geistigen Gesundheit, zur Verbesserung der emotionalen Erlebnisfähigkeit, der Kommunikation und Kreativität.

Musiktherapie ist ein Beziehungs- und Unterstützungsangebot, eine therapeutische Behandlungsform, die mit nonverbalen Mitteln in präverbale Schichten einzutauchen vermag. Indikationen hierfür sind organische, neurotische, psychosomatische, funktionelle und vegetative Störungen, Störungen in der Erlebnisverarbeitung, Psychosen, geistige Behinderungen und Krankheiten, die zu Lebenskrisen führen.

Musikpsychologie

Musik ist die Muttersprache der Menschheit. Schallwellen verändern Materie, und der Mensch besteht zu 70 % aus Wasser. Schlägt man ein Instrument über Sand, so bildet dieser eine wunderschön geordnete Struktur, ähnlich einer Schneeflocke. Der menschliche Geist hat ein unbewusstes Wissen über die Struktur, der ganze Körper, selbst die Haut nimmt Klänge wahr.

Es gibt eine direkte Verbindung vom Hörkanal des Ohres zum Thalamus (Hauptteil des Zwischenhirns) und dem limbischen System (Gefühlszentrum). Äußeres Ohr, Mittelohr und Innenohr haben 4 Synapsen: Zentralnervensystem, Thalamus, Rückenmark und vegetatives Nervensystem, welches willentlich nicht steuerbar ist.

Akustische Wahrnehmung ist lebensnotwendig, da sie Gehirnströme mobilisiert, das Gefühlsleben und die emotionale, psychische Entwicklung beeinflusst. Bei einer Reizüberflutung hingegen wird die akustische Sensibilität negativ beeinflusst.

Wirkung von Musiktherapie

Musik geht auf die Biographie und das Lebenskonzept des Patienten ein. Man unterscheidet rezeptive Musiktherapie (das Wahrnehmen und Hören) und aktive Musiktherapie (aktives Improvisieren). Außerdem unterscheidet man zwischen

- ergotroper Musik : Gespielt in Dur, harte Rhythmen, die den Blutdruck, Puls und Hautwiderstand erhöhen, Hirnregionen wachhalten, den Sympathikus stimulieren;
- trophotroper Musik: Harmonisierende, entspannendes Musik mit geringer Dezibelzahl, fließende Melodien, Pentatonik, flacher Puls und Atmung, niedriger Blutdruck, Stimulierung des Vagusnerves, parasymptatische Beeinflussung, die Schutz und Geborgenheit bietet, wie bei Kirchen- und Wiegenliedern.

Die 4 Elemente der Musik:

Zeitlichkeit – wirkt auf die Motorik

Klang – wirkt auf Seele und Psyche

Dynamik – regt die Fantasie an

Form – ordnet Geistiges

Wirkung von Rhythmus

Rhythmik (gestaltendes, ordnendes Element) unterscheidet sich von Rhythmus (Wiederholung, Wiederkehr). Alles im Leben unterliegt einem Rhythmus: Tag und Nacht, wir gehen im 2er Takt, atmen im 3er Takt, das bietet Sicherheit, Verlässlichkeit in ständig wechselnden Lebenssituationen. Es kommt zum Wiedererkennen in ähnlichen Zeitabständen. Rhythmus vermittelt Zeitgefühl, Gliederung, Orientierung, Sinneserfahrung, Konzentration, Tonusregulierung, Interaktion, hilft beim Sprachverständnis durch Sprachrhythmen, Sprachmelodien, und macht Freude bei Improvisation, Tanz und Spiel.

6. Therapeutisches Arbeiten mit Musiktherapie

Nach Betrachtung der Situation schwerstbehinderter Menschen und einem kurzen Exkurs in die Musiktherapie stellt sich nun die Frage, wie sich diese in der therapeutischen Praxis anwenden lässt. Wo die gegensätzlichen Kräfte im Menschen sich nicht im Gleichgewicht befinden, will die Musiktherapie den Seelenhaushalt wieder ins Lot bringen, einen fließenden Austausch der inneren Kräfte, des Rhythmus erreichen.

Die Logotherapie und Existenzanalyse des Wiener Neurologen und Psychiaters Viktor Frankl lehrt, dass jeder Mensch einen heilen ganzen Personenkern hat. Bei behinderten Menschen erscheint dieser wegen der mangelnden Fähigkeit zur Wahrnehmung und kognitiven Verarbeitung verschüttet. Der Mensch ist einzigartig und einmalig, aber der behinderte Mensch erlebt sich als Mängelwesen mit verminderter Daseinsqualität. Der Mensch ist auf der Suche nach Sinn im Leben, ganz besonders der leidende Mensch. Der wiederum erlebt in seinem Umfeld, dass nur Erlebnisse und Leistung gefragt sind.

Was macht nun die *logotherapeutische Intervention* mittels Musiktherapie mit einem behinderten Menschen?

- Musiktherapie vermittelt: Der Therapeut geht auf den Patienten zu. Er sieht ihn als heilen Menschen, er versucht dessen heilen geistigen Per-

sonenkern hervortreten zu lassen. Er nimmt Kontakt durch Musik auf, begleitet Laute und Bewegungen mit Tönen und Rhythmen.

- Der Therapeut bringt dem behinderten Menschen Empathie entgegen, würdigt die schwere Last seines eingeschränkten Daseins und sein tapferes Durchstehen bis zum heutigen Tag. Seine Stimme vermittelt Sicherheit, Orientierung, Vorfreude auf kommende musikalische Angebote.
- Durch Körperpercussion, ein rhythmisches Klopfen auf die Brust, und rhythmische, sich wiederholende Sprechverse mit Nennung des Namens gibt er zu verstehen: Das bist DU, unverwechselbar DU. Rhythmische Ganzkörperpercussion, ein Klopfen auf Schulter, Brustkorb, Knie verdeutlicht, was alles zum Körper dazugehört. Lustige Singsprechverse voller Humor und Spaß tun ihr übriges dazu. Der Patient erlebt: Hier bin ich gefragt, hier bin ich gewollt, hier stört meine Andersartigkeit nicht, hier darf ich ICH sein.
- Gruppenübergreifende Musiktherapie mit bis zu 25 Schwerstbehinderten Kindern und Jugendlichen führt aus der Isolation, Vereinsamung und Hyperreflexion: Da gibt es noch andere Menschen, denen es unter Umständen noch schlechter geht als einem selbst. Der Patient sieht weg von seinem eigenen Leid und freut sich auf soziale Kontakte. Durch kurze rhythmische immer gleichklingende Strophen mit dem Namen jedes Teilnehmers wird jeder willkommen geheißen. Das gibt ein Gefühl von Sicherheit: Ich werde persönlich angesprochen, man hat Interesse an mir. Ich bin willkommen. Ich bin angenommen. Manchmal wird dabei festgestellt, dass heute jemand fehlt, weil es ihm schlecht geht und er im Krankenhaus ist, was die anderen dazu veranlasst, gemeinsam ein Gebet für ihn zu sprechen.
- Im größeren Kreis wird jede Musiktherapie zur sozialen Kommunikation, zum Fest voller Spaß und Lebensfreude. Geburtstage, jahreszeitliche Feste und besondere Ereignisse (und wenn es die Einweihungsparty für ein neues Pflegebett ist) werden gemeinsam gefeiert. Als Clowndoktor verkleidet mit Hilfe einer lustigen großen Clownhandpuppe gibt es dann Clowndoktorenvisite, wobei die Wehwehchen mit Schraubenzieher und Schokoladenpillen kuriert werden. Frankl betont die heilsame Wirkung des Humors, um eine Distanz zu sowieso schon schwierigen Lebenssituationen zu gewinnen. Schwerbehinderte Kinder jauchzen schon bei einem lustig vorgetragenen Hatschi-Lied.

- Verschiedene Klänge und Töne (Leier, Gong, Gitarre, Rasseln, Trommel, Vogelpfeifen, Kalimba, Harfe ...) erwecken das Interesse des behinderten Menschen. Seine Wahrnehmung wird geschult. Er lauscht wach und aufmerksam. Dazwischen gibt es kurze Pausen, da eine Dauerberieselung eher abstumpft. Oder es werden spannende (logotherapeutische) Klanggeschichten erzählt.
- Sitztänze, rhythmische Körperpercussion und Gesten unter Einbeziehung des Sitznachbarn sorgen für viel Spaß und Kommunikation, auch wenn dies nicht hundertprozentig stimmig klappt. Überhaupt sorgen kleine Missgeschicke, wie das Reißen einer Gitarrensaite u.a., für größte Heiterkeit.
- Oft hat der behinderte Mensch auch mit spastischen Verspannungen zu kämpfen, die selbst für die Physiotherapeuten eine Herausforderung sind. Mit musikalischen Sing- und Bewegungsliedern und einem lustigen Schütteln und Lockern erzielt man erstaunliche Fortschritte, die zudem noch Spaß machen. Wird ein behindertes Kind auf einem großen Gymnastikball geschaukelt, sorgt entspannende, beruhigende Musik für eine rasche Senkung des Muskeltonus und ein sichtliches Entspannen des Kindes.
- Für Patienten im Wachkoma, unruhigen hyperaktiven Kindern, Kindern aus zerrütteten Familiensituationen bietet sich trophotrope, beruhigende Harfenmusik oder Kuschemusik an. Die Patienten werden deutlich ruhiger. Das empfiehlt sich auch bei ärztlichen Eingriffen.
- Oft wird die Umwelt aufgrund von Wahrnehmungsstörungen oder schlechten Erfahrungen als bedrohlich erlebt. In einem abgedunkelten Raum versehen mit Lichteffekten, Sternenhimmel, Schwarzlicht kann man eine Sicherheit und Geborgenheit vermittelnde Atmosphäre schaffen. Dazu kann man sich mit dem Kind auf dem Schoß auf einen kleinen Gymnastikball setzen und es zu beruhigender Musik schaukeln.
- Viele schwerstbehinderte Menschen können nicht verbal kommunizieren, geben nur Laute von sich, das Sprachverständnis ist eingeschränkt. Nicht selten stehen Logopäden hier vor einem Problem. Durch Musik, Sing- und Sprechverse kommt die Freude am Lautieren und Singen. So kann man erstaunliche Fortschritte in der Lautbildung erleben.

Der behinderte Mensch lernt durch die Musik, dass es zwar Dinge in seinem Leben gibt, die er nicht ändern kann, dass es aber ein Trotzdem gibt. Er erhebt sich über seine Eingeschränktheit hinaus, sieht seine bleibenden Ressourcen und erlebt durch die Musik Annahme, Struktur, soziales Leben, Spaß und Freude und auf diese Weise auch Dereflexion im Sinne Frankls.

Behinderte Menschen bringen oft eine ganze Fülle von Problematiken mit. Ihr Leben befindet sich in einer permanenten Extremsituation. Die zusätzliche Einschränkung der Wahrnehmung, Kognition und Verbalisierungsfähigkeit ist auch für den Logotherapeuten, der mit dem Patienten um einen sinnvollen Lebensweg ringt, eine Herausforderung.

Für das therapeutische Arbeiten mit Musik gibt es keinerlei Einschränkungen, die Musik hat eine wunderbare Auswirkung auf den behinderten Menschen, man merkt, wer logotherapeutisch/musiktherapeutisch betreut wird. Diese Patienten sind wacher, orientierter, nehmen Anteil am sozialen Umfeld und strahlen Lebensfreude aus.

Literatur

HANS-HELMUT DECKER-VOIGT, *Aus der Seele gespielt. Eine Einführung in Musiktherapie.* Mit vier Beiträgen von Eckhard Weymann, München 1991.

Die Autorin

Meike Cordula Wiesenthal ist staatlich anerkannte Erzieherin und hat eine heil- und sonderpädagogische Zusatzqualifikation an der Fernuniversität Hagen sowie eine musiktherapeutische Zusatzqualifikation im Fach Rehabilitationswissenschaft an der Universität Dortmund erworben.

Seit über 25 Jahren arbeitet sie in der heil- und sonderpädagogischen Förderung in einer Langzeiteinrichtung für schwerst geistig- und körperlich behinderte Kinder, Jugendliche und Erwachsene.

Garnseeweg 46
29225 Celle
Tel.: 05141-46364

Sucht und Sinn

Logotherapeutische Anwendungen in der Praxis der Suchthilfe

Der folgende Artikel verfolgt das Ziel, die Anwendungsmöglichkeiten logotherapeutischer Methoden im Feld der Jugend- und Suchthilfe anhand einiger realer Fälle nachzuzeichnen. Der Autor ist als Sozialpädagoge seit September 2008 beruflich im Bereich der Nachsorge junger Suchtkranker tätig. Er lebt als bekennender Alkoholiker seit März 2007 vollständig abstinente und hat seinen Weg aus der Sucht (auf welchem ihm die Logotherapie Franks eine maßgebliche Hilfe war) 2010 in seinem Buch „Sinnsucht. Mein Lauf in die Nüchternheit“¹ beschrieben.

Einleitung: Die logotherapeutische Beratung in der Arbeit mit jungen Suchtkranken

Im Rahmen der Jugend- und Suchthilfe betreut unsere Einrichtung junge Menschen zwischen 16 und knapp über 30 Jahren, die bereits eine stationäre Entwöhnungstherapie aufgrund ihrer Suchtkrankheit hinter sich haben und nun noch weitere Hilfen bei ihrem Weg in ein dauerhaft abstinentes Leben benötigen.

Das Ziel unserer ambulanten Einrichtung ist es, den jungen Menschen beim Einstieg in ein selbstbestimmtes Leben unterstützend, begleitend und fördernd zur Seite zu stehen. Konkret kann dies die Hilfe bei psychosozialen Krisen genauso betreffen wie die Unterstützung bei der Suche nach einer geeigneten Ausbildungs- oder Arbeitsstelle, die Planung einer sinnvollen Freizeitstruktur/-beschäftigung, die Selbstversorgung im eigenen Wohnraum, Hilfestellung bei Behördengängen und vieles mehr. Daneben spielen aber auch originär existenzielle Fragen wie die nach dem Sinn von Leiden oder dem Sinn des Lebens eine Rolle. Hier kann die Logotherapie im Sinne einer supportiven Beratungsmethode eine wichtige Ressource darstellen. Eine andere Methode, die zur Anwendung kommt und die sich im Kontext der Gesprächsführung von Sozialpädagogen zur Zeit großer Beliebtheit erfreut, ist jene der Motivierenden Gesprächsführung nach Mil-

¹ NATHSCHLÄGER, JOHANNES: Sinnsucht. Mein Lauf in die Nüchternheit, München 2010.

ler und Rollnick². Diese Methode weist, bei näherer Betrachtung, zahlreiche Parallelen zur logotherapeutischen Methode der sokratischen Gesprächsführung auf.

Ein Großteil der Klienten der Einrichtung ist in katastrophalen Verhältnissen aufgewachsen, und die Sucht ist zumeist auch nur ein Aspekt ihrer problematischen Biografie. Sexueller Missbrauch und damit verbundene Traumata, Kriminalität (von Verstößen gegen das Betäubungsmittelgesetz bis hin zum Totschlag), komorbide psychische Störungen (v.a. Depressionen, soziale Ängste, Psychosen usw.), Schulden und vieles andere spielt hier eine Rolle.

Nahezu alle Klienten weisen im Allgemeinen einen großen Nachreifeungsbedarf auf. Diesen zu bedienen, ist eine der originären Aufgaben einer Suchtnachsorge für junge Menschen, die deshalb langfristig angelegt ist und über einen Zeitraum von etwa 2 Jahren, bei Bedarf auch deutlich länger, durch die Regelungen im Sozialgesetzbuch VIII (Jugendhilfe) und X (Eingliederungshilfe) finanziert wird. Die Aufgaben der Nachsorge sind entsprechend vielfältig. Ein praktikables theoretisches Gerüst hat Fritz Papenbrock³ geliefert. Er benutzt eine Metapher von H. Petzold wenn er sein Konzept die „5 Säulen der persönlichen Identität“ nennt. Demnach sind es fünf zentrale Bereiche (hier: Säulen) der menschlichen Identität, denen die Aufmerksamkeit in der Sucht-Nachsorge gelten soll: die Leibsäule, die Säule der sozialen Eingebundenheit, die Säule Arbeit und Leistung, die Säule Besitz und Haben sowie die Säule Wert und Sinn. Alle Aufgaben, die sich für die Zusammenarbeit mit dem Klienten ergeben, lassen sich einer der Säulen zuordnen.

Der Gedanke der Säulen ist wie folgt zu verstehen: Wie ein Tempel von seinen Säulen getragen wird, so beruht das menschliche Leben auf der Stabilität dieser Säulen. Wenn eine der Säulen im übertragenen Sinn „brüchig“ wird, kann sie bis zu einem gewissen Grad durch die Stabilität der anderen Säulen aufgefangen werden. Sind mehrere Säulen brüchig oder so gut wie nicht mehr vorhanden, wird es gefährlich. Im Fall suchtkranker Menschen ist dann die Gefahr des Rückfalls besonders groß. Als Logotherapeut sticht einem natürlich sofort die Säule „Wert und Sinn“ ins Auge. Ist diese „brüchig“, d.h. in Frankl'scher Terminologie: befindet sich eine Person in einem existenziellen Vakuum, so kann dies ab einem gewissen

² MILLER R., ROLLNICK S: Motivierende Gesprächsführung, Freiburg im Breisgau 2004.

³ PAPANBROCK F: Nachsorge in der Suchthilfe – ein Gesamtüberblick, in: Bürkle, S.: Nachsorge in der Suchthilfe, Freiburg im Breisgau 2004, S. 28–60.

Stadium pathogen wirken. Die Anwendung des 5-Säulen-Modells hat sich als evaluatives Diagnoseinstrument zu Beginn der Nachsorge als ebenso sinnstiftend erwiesen wie auch als Bezugsrahmen und Korrektiv im Laufe der oft mehrjährigen Begleitung der Klienten. Als Logotherapeut messe ich der Säule „Sinn und Wert“ eine übergeordnete Bedeutung bei, gewissermaßen eine „architektonische Funktion“. Sie durchdringt formal gesehen die Inhalte der anderen Säulen. So lässt sich Sinn und Wert ja nicht isoliert verstehen, sondern wird vielmehr erfahren, beispielsweise durch das Werk, welches ich schaffe (Säule Arbeit und Leistung), oder durch die Beziehungen, die ich führe (Säule der sozialen Eingebundenheit). Wert und Sinn sind insofern weniger eine eigene Säule, als mehr die Substanz der anderen Säulen, oder anders ausgedrückt: die Qualität des Mörtels.

Jedem Klienten wird am Anfang seiner Nachsorgezeit ein Bezugspädagoge zugewiesen. Mit diesem finden wöchentliche Gespräche statt, zu Beginn (später bei Bedarf) auch mehrmals wöchentlich. Zudem gibt es verschiedene Gruppengespräche. Am Anfang der Nachsorge-Zeit stehen in der Arbeit mit den Klienten grundsätzliche Fragen der Finanzierung des Lebensunterhaltes und des Arbeits- oder Ausbildungsplatzes ganz oben auf der Prioritätenliste. Daneben spielt oft auch die Aufarbeitung problematischer Beziehungen zur Herkunftsfamilie eine Rolle, die nicht selten jahrelang unter dem Suchtmittelkonsum des Klienten leiden musste.

Die persönliche Erfahrung des Autors nach gut tausend Beratungsgesprächen zeigt aber auch: Je länger es dem Klienten gelingt, seine Abstinenz von Drogen und Alkohol zu wahren, desto mehr drängen auch (wieder) unbeantwortete Sinnfragen an die Oberfläche und werden aktiv in die Einzelgespräche mit dem Bezugspädagogen eingebracht. Diese Sinnfragen haben ihren Ausgangspunkt oft in der Erfahrung des eigenen, oft als sehr leidvoll und „verkorkt“ empfundenen Lebens. Auch nach einer Phase längerer Drogenabstinenz sitzt die Skepsis bei vielen Klienten tief, ob ein drogenfreies Leben tatsächlich erstrebenswert ist. Eine Antwort auf das „Wozu?“ bzw. das „Worauf-hin?“ fehlt hier oftmals noch.

Um dieser Skepsis wirkungsvoll zu begegnen, ist die in der Logotherapie so zentrale Fähigkeit des Menschen zur Selbsttranszendenz ein wichtiger Ansatzpunkt. Da das Selbstwertgefühl von ehemaligen Drogenkonsumenten in vielen Fällen äußert gering ist, lässt sich die Werthaftigkeit der eigenen Person oft am besten auf dem indirekten Wege erfahrbar machen.

Beispiel: Ein Klient, damals 26 Jahre und Vater eines 8-jährigen Sohnes, hatte zum Beginn der Nachsorgemaßnahme große Zweifel, ob er überhaupt abstinent leben will und warum er sich die Qualen und Mühen eines geregelten, abstinenten und anstrengenden (Arbeits-)Alltages antun sollte, wenn es denn auch anders gehe. Anstatt hier sofort aus einer moralisch-wertenden Perspektive an das Gewissen des Klienten zu appellieren, fragte ich ihn, ob er das, was die breite Öffentlichkeit als „anständiges“ Leben versteht, denn grundsätzlich ablehne. Als er dies verneinte, fragte ich ihn, ob es ihm egal sei, was sein getrennt von ihm lebender Sohn über ihn denke. Als er auch dies verneinte, war der Grundstein für ein selbsttranszendentes Motiv einer Verhaltensänderung gelegt. Der Klient hatte nun einen Grund, sich um seine Lebensbelange zu kümmern und „anständig“ zu leben – wenngleich er selbst noch nicht restlos überzeugt war –, und zwar für seinen Sohn, dem er ein Vorbild sein wollte. Mit dieser Intervention wurde das Fundament für eine nun recht erfolgreich verlaufende Nachsorge-Maßnahme gelegt, die mittlerweile zu wichtigen Fortschritten geführt hat und „gespickt“ mit logotherapeutischen Maßnahmen und Methoden war (näheres hierzu siehe Fall 2: Konstantin G.).

Auf den folgenden Seiten werden einige Fälle vorgestellt, die verdeutlichen sollen, wie die Logotherapie als im besten Frankl'schen Sinne *supportives Verfahren* geeignet ist, Menschen mit Suchtkrankheiten auf ihrem Weg in ein abstinentes, selbstbestimmtes und auch selbsttranszendentes Leben zu begleiten.

Fall 1: Erwin R.⁴

Alter: 28, Geschlecht: männlich; ICD-Diagnosen: Alkoholabhängigkeit, Cannabisabhängigkeit, Posttraumatische Belastungsstörung, Verdacht auf labile Persönlichkeitsstörung. Dazu Anzeichen nicht-stoffgebundener Süchte (Kaufsucht und Spielsucht). Behandlungszeitraum: seit August 2008, eingesetzte logotherapeutische Methoden: Dereflexion, Einstellungsmodulation, paradoxe Intention

Erwins Mutter war bei der Geburt erst 16 Jahre alt. Sie konnte aufgrund verschiedenster Umstände so gut wie keine Erziehungsarbeit leisten, den größten Teil der Zeit wuchs der Junge bei den Großeltern mütterlicherseits auf. Der leibliche Vater trennte sich schon bald nach der Geburt von der Mutter. Er wohnt zwar weiterhin in der Gegend, es besteht aber keinerlei Kontakt zu ihm. Am Wochenende waren Erwin und seine beiden jüngeren

⁴ Alle Namen geändert.

Geschwister meist bei der Mutter und deren neuen Lebensgefährten, welcher, wie sich später herausstellte, die Kinder bei dieser Gelegenheit über Jahre hinweg sexuell missbrauchte.

Schon in der frühen Jugend begann Erwin seine kriminelle Karriere. Zahlreiche Diebstähle, Einbrüche und auch Scheckkartenbetrug gingen auf sein Konto. Dazu kamen regelmäßig Verstöße gegen das Betäubungsmittelgesetz wegen des Besitzes und Konsums von Rauschgiften, v.a. Marihuana und Speed. Die Mutter und die Großeltern wussten sich bald nicht mehr zu helfen, sodass Erwin mit 15 Jahren auf der Straße landete. Es folgten Zeiten der Obdachlosigkeit ohne jeden festen Wohnsitz und noch mehr Straftaten. Mit 16 wurde er das erste Mal inhaftiert. Danach verbrachte er bis zu seinem 23. Lebensjahr insgesamt 4 Jahre und 8 Monate im Gefängnis. Zwischen den einzelnen Haftaufenthalten lagen dabei nie mehr als 3–6 Monate.

Erwin ist seit August 2008 in unserer Betreuung. Zuvor hatte er eine halbjährige stationäre Entwöhnungstherapie wegen seiner Cannabissucht gemacht, gefolgt von einer 3-monatigen „Adaptionsphase“ in einer entsprechenden Einrichtung in München. Das Konzept der Adaptionsphase ist lockerer bzw. freizügiger als jenes der stationären Therapie, die in entsprechenden Fachkliniken stattfindet, aber doch noch enger als die Betreuung in der Nachsorge – es geht darum, erste Schritte in der abstinenten „Freiheit“ zu gehen, insbesondere steht die Bemühung um einen Arbeitsplatz im Vordergrund. Seit nunmehr bald 4 Jahren ist Erwin jetzt Klient der Nachsorge und bewohnte davon den größten Teil dieser Zeit ein Zimmer in einer unserer TWG's (= Therapeutische Wohngemeinschaften), gemeinsam mit zwei anderen Bewohnern. Im Jahr 2010 wechselte er schließlich ins Betreute Einzelwohnen (BEW).

Erwin wirkte von Anfang an in seinen Affekten leicht verlangsamt, aber ausreichend orientiert und klar in seiner Artikulation und seinen Reaktionen. In den wöchentlichen Einzelgesprächen fiel schnell auf, dass er unter Zuckungen rund um das rechte Auge leidet, insbesondere, wenn er unter Stress steht, sich zum Beispiel ertappt oder in die Enge getrieben fühlt. Im Rahmen der Einzelgespräche kristallisierten sich im Laufe der Zeit zusehends folgende Themen als zentral heraus:

1. Suche nach einem Ausbildungsplatz
2. Aufarbeitung des erlittenen Traumas durch einen insgesamt 6 Jahre andauernden sexuellen Missbrauch seitens des Stiefvaters von Erwin, der ihn selbst wie auch seine ältere Schwester und seinen jüngeren

Bruder betraf. Der Stiefvater zwang dabei die Kinder nicht nur zur Verrichtung sexueller Praktiken an ihm, sondern auch zur Verrichtung untereinander. Im Laufe der Jahre verselbstständigten sich diese Praktiken zusehends und blieben auch Bestandteil von Erwins Leben, als der Missbrauch durch den Stiefvater im Alter von 12 Jahren aufhörte.

3. Aufarbeitung von problematischen Schulden in Höhe von insgesamt weit über 40.000 Euro.
4. Aufnahme einer sinnvollen Freizeitgestaltung zwecks Kontaktaufnahme mit abstinent lebenden Personenkreisen.
5. Später kam hinzu: Umgang mit eigenen pädophilen Fantasien.

Ad. 1: Nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen gelang es schließlich, Erwin im September 2009 in eine geschützte Ausbildung zum Koch bei einem Bildungsträger für benachteiligte junge Menschen zu vermitteln. Die ersten Monate verliefen dabei sehr gut. Durch die Arbeit und die Unterstützung der Anleiter und Arbeitskollegen konnte Erwin wirkungsvoll einer Hyperreflexion seiner ständig wiederkehrenden „Flashbacks“ begegnen, die sich durch nächtelange Schlaflosigkeit, plötzlich auftretende Aggressionsattacken mit selbstverletzendem Verhalten und letztlich auch wieder mit dem Konsum von Drogen, zeigten. Leider verschlechterte sich Anfang 2010 die Lage – durch häufige unentschuldigte Fehlzeiten stand sein Ausbildungsverhältnis zeitweise auf der Kippe.

Aus logotherapeutischer Sicht interessant, war die Erfahrung, die Erwin selbst mit der Methode der paradoxen Intention machte. Als ich ihm aufgrund seiner wiederkehrenden Schlaflosigkeit diese Methode empfahl und ihm die Wirkungsweise derselben erklärte, berichtete er mir mit einem zufriedenen Lächeln, dass er die Erfahrung der Wirksamkeit dieser Methode schon selber gemacht habe. Als er noch als Krimineller aktiv war, musste er oft lange genug wach bleiben, um das Risiko, bei Einbrüchen erwischt zu werden, zu minimieren. Doch je öfter er sich den Satz „Ich darf jetzt keinesfalls einschlafen“ sagte, desto eher schlief er tatsächlich ein. Die Schlaflosigkeit aufgrund der traumatischen Flashbacks ließ sich leider nicht so einfach behandeln. Es zeigte sich, dass er in diesen Situationen unter einem solch massiven Druck stand, dass er oftmals in solchen Nächten innerlich regelrecht kochte. Hier konnte keine Rede mehr von einer „harmlosen“ Schlaflosigkeit sein. Selbst starke Beruhigungsmittel, die aufgrund ihrer latenten Suchtgefahr nur vorübergehend eingenommen werden dürfen, halfen hier nur bedingt.

Ad 2: Erwin zeigte sich im Laufe der Zeit sehr offen mir gegenüber, was den erlittenen sexuellen Missbrauch durch den ehemaligen Lebensgefährten der Mutter anbelangte. Meine Versuche, ihn an eine entsprechende Beratungsstelle bzw. Psychotherapie zu vermitteln, scheiterten leider. Die Gründe dafür waren unterschiedlich. Einerseits war es schwer, einen Therapeuten zu finden, der sich der Aufgabe gewachsen fühlte, andererseits scheiterten mehrere Therapieversuche an der mangelnden Verlässlichkeit Erwins bei der Wahrnehmung der Termine.

Mehr als einmal bat mich Erwin selbst, ihn zu therapieren und so seine Geschichte aufzuarbeiten. Da ich mich aber mit sexuellen Traumatisierungen nicht auskenne und auch weil es letztlich nicht in meiner Kompetenz liegt, solche Fälle zu therapieren, habe ich hier die Erwartungen beim Klienten niedrig halten müssen. Das bedeutete aber nicht, dass wir nicht regelmäßig Gespräche über dieses Thema führten, in welchen ich auch immer wieder die Fähigkeit zur Selbstdistanzierung bei ihm anzusprechen versucht habe.

An Erwin lässt sich sehr gut die logotherapeutische These vom „geistig heilen Kern“ bestätigen. Denn obwohl seine bisherige Biografie furchtbarer kaum hätte sein können und trotz eher durchschnittlich ausgeprägter intellektueller Fähigkeiten hat er sich erstaunlich selten als Opfer seiner Umstände verstehen wollen. Er war sich vielmehr in einer differenzierten Weise darüber im Klaren, das – allen Widerständen zum Trotz – es auch und v.a. in seiner Hand liegt, trotz der miserablen Vorbedingungen, etwas aus seinem Leben zu machen. Diesen „geistig heilen Kern“ versuchte ich im Laufe der Zeit immer wieder zu stärken und zu festigen, damit er durch die ihn umgebenden psychischen und auch physischen Probleme nicht völlig „zugeschüttet“ wird.

Ad 4 (Freizeitgestaltung): Hier wurde gemeinsam mit Erwin versucht, Möglichkeiten sinnvoller Freizeitgestaltung zu identifizieren, wohlwissend um den dereflektierenden Wert, der in diesen liegt. Obwohl die Intention, die Freizeit durch Sport zu gestalten, von Erwin selbst kam, war hier sein eher träger Persönlichkeitstyp (in der Sprache des Enneagramms würde man wohl von einer „9“ sprechen) hinderlich. Ein weiterer Fakt, der viele meiner Klienten betrifft: Sie scheuen vor Kontakten mit nicht-suchtmittelkonsumierenden Menschen zurück. Diese erscheinen ihnen fremd, ja sogar „unheimlich“. Viele unserer Klienten hatten niemals tragfähige Beziehungen, geschweige denn Freundschaften mit „cleanen“ Personenkreisen. Die daraus resultierende Angst lässt sie oftmals vor Bemühungen zurückschrek-

ken, welche die Kontaktaufnahme zu Sportvereinen, Musikschulen, Ehrenämtern usw. zum Ziel haben.

Ad 5 (eigene pädophile Neigungen): Dies ist sicherlich der sensibelste Aspekt dieses Falles. Nach etwa einem Jahr der Betreuung öffnete sich Erwin mir gegenüber langsam, was seine eigenen pädophilen Neigungen betrifft. Er sagte, dass ich der erste Mensch überhaupt sei, mit dem er darüber spreche. Dies ist zweifelsohne ein großer Vertrauensbeweis, gleichwohl aber auch ein Zeichen, wie sehr er selbst unter diesen Neigungen leidet und sich hier Hilfe wünscht.

Es wurde dem Klienten auseinandergesetzt, dass es leider nicht ungewöhnlich sei, dass Opfer von sexuellem Missbrauch selber gelegentlich zur späteren Ausprägung solcher Fantasien neigen. Es ist wohl im Allgemeinen schwierig, nach solchen traumatischen Erfahrungen in der Kindheit später ein gesundes (geschweige denn unbefangenes) Verhältnis zur eigenen Sexualität zu entwickeln. Gleichwohl gäbe es keinen Automatismus, diesen Neigungen nachzugeben. Hier setzte meine spezifische logotherapeutische Beratungsweise an.

In den nun folgenden Gesprächen unterstrich ich immer wieder, dass Erwin nicht identisch mit seinen Trieben sei, dass dies überhaupt auf keinen Menschen zuträfe. *„Du bist nicht deine Triebe, so stark diese auch sein mögen“*, erläuterte ich immer und immer wieder. Erwin konnte dies gut annehmen, wobei die ständige Wiederholung dieser Überzeugung meinerseits dabei half, diesen Fakt tief in sein Bewusstsein dringen zu lassen.

Der zweite Punkt, an dem ich ansetze, war der Sinn *ad personam*, wie er sich aus dieser Situation ergibt. Ich explizierte Erwin, wie oft es der Fall ist, dass sexueller Missbrauch von Generation zu Generation weitergegeben wird, und dass ich diese Gefahr zweifelsohne auch bei ihm sehe. Anhand der Zeichnung eines fiktiven Stammbaums verbildlichte ich dieses Drama. Jeder Kinderschänder bringt eine Reihe von Opfern hervor, von denen dann ein Teil möglicherweise diese Verhaltensweisen selbst wieder praktiziert. Ich erklärte Erwin, dass es eine seiner Lebensaufgaben sei, ja sogar ein wirklicher „Sinn“ seines Leben darin liege, diese Kette des Leids durch Missbrauch an seiner Stelle abubrechen und zukünftige Opfer zu verhindern – und dass er dazu, allen Umständen zum Trotz, die Macht habe – mit Hilfe seines geistigen Freiraumes. Diese Aufgabe sei so immens wichtig, dass sein Leben selbst dann noch von Bedeutung sei, wenn andere Sinngehalte und Lebensziele von ihm nicht zur Erfüllung gelangen sollten. Selbst wenn bei ihm *„alles den Bach runtergehen sollte“*, wie man so schön sagt,

bleibe sein Leben ein wichtiger Erfolg, wenn es ihm gelinge, seine in ihm liegenden Neigungen nicht zu verwirklichen. Über diese Worte dachte Erwin lange nach. Zwei Tage später rief er mich an und bedankte sich überschwänglich, weil er nun erkannt habe, was für eine Aufgabe er habe und wie wichtig und bedeutend diese sei. An ihm läge es, ob sich die Zahl der Kinderschändungen in Zukunft durch seine Person vermehren – und durch künftige Opfer möglicherweise sogar potenzieren werde, oder eben nicht! Dieses Ziel vor Augen fiel es ihm in der Zeit danach wesentlich leichter, sich auch anderen Personen gegenüber zu öffnen (Ärzten, Psychologen), mit dem Ziel, eine therapeutische Aufarbeitung der eigenen Geschichte in Angriff zu nehmen wie auch Hilfsangebote wahrzunehmen – mit dem übergeordneten Ziel, selbst niemals zum Täter zu werden.

Das Konzept der Sucht-Nachsorge ist langfristig angelegt – anders als die stationäre klinische Entwöhnungstherapie. Während der oft mehrjährigen Begleitung der Klienten werden die pädagogischen Mitarbeiter unserer Einrichtung nicht nur mit dem Thema Sucht konfrontiert. Die Sucht stellt sich vielmehr oftmals lediglich als eine mögliche Konsequenz eines oftmaligen Erlebnisses des Scheiterns dar. Um ein solches Scheitern in der Zukunft zu verhindern, ist es notwendig diese jungen Menschen über einen längeren Zeitraum zu begleiten und immer, wenn die Situation es erfordert, Rat gebend, aber auch intervenierend zur Seite zu stehen. In Erwins Fall wird dies sehr deutlich.

Viktor Frankl sah ja in der Logotherapie stets eine supportive Funktion. Andere, notwendige und angezeigte Therapien sollten keinesfalls ersetzt werden. Auch ich bin mir natürlich im Klaren darüber, dass meine Tätigkeit als Bezugspädagoge in der Nachsorge für Erwin keine therapeutische Aufarbeitung seiner traumatischen Erlebnisse in der Kindheit darstellen kann. Dessen muss man sich stets bewusst sein. Aber: Auch in Fällen wie diesen lassen sich die Methoden der Logotherapie gezielt einsetzen. Das sollte die Darlegung dieses Falles zeigen. Es geht in Fällen wie hier darum, das wenige (aber doch vorhandene) „Gesunde“ zu würdigen und ins Bewusstsein zu heben. Auch wenn klar ist, dass Erwin wohl noch viele Jahre auf die eine oder andere Weise betreut werden *muss* (da die Fähigkeiten zum selbstständigen Leben einfach nicht in ausreichendem Maß vorhanden sind), und auch wenn es realistisch betrachtet eine Illusion darstellt, einen so schwer traumatisierten Patienten jemals zu einer völligen Beschwerdefreiheit verhelfen zu können. Denn auch wenn der geistige Freiraum eingeengt und durch die auf der psychischen Ebene erlittenen Verletzungen teilweise verschüttet ist, so bleibt er doch vorhanden. Und in der

persönlichen Zusammenarbeit mit Erwin merkt man, wie wahr diese Überzeugung vom „heilen geistigen Kern“ ist, den Frankl stets postulierte. Man spürt seine Sehnsucht nach einem normalen Leben, den Willen, sich abseits der Auseinandersetzung mit dem Geschehenen ein eigenes Leben aufzubauen und eigene Vorstellungen und Träume zu verwirklichen.

Fälle wie der von Erwin zeigen, dass man als Logotherapeut hier in mehrfacher Weise auch Demut an den Tag legen muss. Die Logotherapie weist ja (völlig zurecht!) immer wieder darauf hin, dass sie im Vergleich zu anderen Therapieformen wesentlich effektiver (und damit auch ökonomischer) ist, da meist deutlich weniger Sitzungen notwendig sind, um wichtige Veränderungsprozesse in Gang zu setzen und Leid zu lindern.

In der Welt des abgetrennten, sehr hochschwelligten Settings eines niedergelassenen Psychotherapeuten mag das auch stimmen. Doch bei den Klienten, mit denen wir es im Rahmen unserer Nachsorgearbeit zu tun haben, geht es nicht (nur) um eine punktuelle Aufarbeitung einer belastenden (Lebens-)Situation, sondern um einen grundsätzlichen Nachreifungsbedarf, meist einhergehend mit dem schrittweisen Auflösen problematischer Lebensmuster, wie sie auch in der Einleitung beschrieben worden sind. Hier ist die logotherapeutische Intervention in erster Linie auch eine anthropologische Grundhaltung des Therapeuten bzw. des Betreuers, der große Teile seiner Arbeit auch mit ganz pragmatischen Tätigkeiten zubringen muss – sei es die Auseinandersetzung mit Behörden, die Zusammenarbeit mit Angehörigen oder auch einfach nur die Begleitung zum wöchentlichen Fitnesstraining.

Fall 2: Konstantin G.

Alter: 27; Geschlecht: männlich; Diagnosen: Polytoxe Suchtmittelabhängigkeit, v.a. narzisstische Persönlichkeitsstörung; Behandlungszeitraum: seit Januar 2009; eingesetzte logotherapeutische Methoden: Dereflexion, Einstellungsmodulation

Konstantin befand sich von Januar 2009 bis Dezember 2010 in unserer Nachsorgeeinrichtung. Er bewohnte eine Therapeutische Wohngemeinschaft mit zwei anderen jungen Männern im Norden Münchens. Konstantin ist mittlerweile 29 Jahre alt und kommt ursprünglich aus Hessen. Er ist polytox d.h. mehrfach suchtmittelabhängig. Seine primären Drogen waren Kokain, Amphetamine, Alkohol und Cannabis.

Auch Konstantin kommt aus ausgesprochen schwierigen Familienverhältnissen. Da die Mutter während der Schwangerschaft massiv Drogen konsumierte, kam er bereits abhängig zur Welt und zeigte als Neugeborenes Entzugserscheinungen. Die Mutter war bzw. ist heroinabhängig und

betrieb zu Konstantins Kindheitszeiten eine Wirtschaft mit dem leiblichen Vater. Sie wurde ihrem Mann regelmäßig untreu, was diesen immer wieder zu Gewalttaten trieb. Im Alter von 8 Jahren erlebte Konstantin in dieser Beziehung eine besonders schockierende Situation. Vater und Sohn erwischten gemeinsam die Mutter in flagranti mit einem Gast der Wirtschaft, woraufhin der Vater sofort den Nebenbuhler verprügelte und sich danach auch über die Frau hermachte. Konstantin lief los um einen Onkel, einen Bruder der Mutter, zur Hilfe zu holen, weil er Angst hatte, dass der Vater die Mutter dieses Mal umbringen würde. Der Onkel drückte Konstantin eine geladene Schusswaffe in die Hand und sagte ihm: „Ich geh jetzt da rein und versuche deinen Vater zu verjagen. Wenn er heraus rennen sollte, erschieß ihn. Es ist Notwehr“. Die Situation verlief dann zwar glimpflich, jedoch hatte sie – verständlicherweise – bei dem Jungen einen schweren Schock hinterlassen. Im Zuge der Begleitung Konstantins kommt diese Situation immer wieder zur Sprache.

Die folgenden Jahre verbrachte er mit der Mutter und seinen zwei Geschwistern auf der Flucht vor dem Vater durch diverse Frauenhäuser in ganz Deutschland und Italien. Der junge Konstantin wechselte etwa allein 10 Mal die Grundschule. Seine Mutter rutschte dabei immer tiefer in die Heroinabhängigkeit, sodass Konstantin und seine Geschwister letztlich doch beim Vater landeten. Die Erziehung des Vaters beschreibt er als sehr streng und gefühllos. Immerhin hat er in dieser relativ stabilen Zeit (bis zum 18. Lebensjahr) die Hauptschule und eine Ausbildung zum Zimmermann abschließen können. Aber auch in sein Leben, wie in das der Mutter, hielten die Drogen immer mehr Einzug, dazu kamen zahlreiche kriminelle Delikte – u.a. schwere Körperverletzung, Dealerei und Betrug. Kaum volljährig wurde Konstantin zudem Vater eines Jungen. Mit der Kindesmutter führt er seit damals eine sehr wechselvolle Beziehung, geprägt durch viele Unterbrechungen und Streitigkeiten aber, wie er immer wieder betont, ohne andere Partner bzw. Partnerin. Das Verhältnis zum Sohn ist – dank der ausgezeichneten Fürsorge der Mutter und der erzielten Fortschritte von Konstantin während der Zeit der Nachsorge – mittlerweile relativ gut. Obwohl die Mutter des Sohnes selber aus schwierigen Verhältnissen kommt, gibt sie sich alle Mühe der Welt, um eine gute Mutter zu sein, und war auch immer dahinter her, dass der Sohn trotz all der Probleme seines Vaters so gut wie möglich den Kontakt zu Konstantin hält.

Bevor Konstantin zu uns kam, hatte er eine 6-monatige stationäre Therapie und eine 3-monatige Adaptionsphase absolviert. Beides war – genauso wie die nun folgenden 2 Jahre – Teil einer Bewährungsaufgabe, nachdem Konstantin zuvor eine Haftstrafe teilweise absitzen hat müssen.

Als Ziele für die Zeit der Nachsorge kristallisierten sich alsbald heraus:

1. Entwicklung einer stabilen Drogenabstinenz
2. Integration in Arbeit und/oder Ausbildung bzw. Umschulung
3. Aufbau einer sinnvollen Freizeitstruktur
4. Klärung diverser familiärer Beziehungen. Wunsch von Seiten Konstantins: Wiederaufnahme des Kontaktes zur Mutter, von der aber niemand so genau weiß, wo sie sich derzeit aufhält.
5. Bearbeitung der narzisstischen Persönlichkeitsstörung (diagnostiziert) am Thema Eifersucht, bzw. allgemeiner: an der Aufnahme und Führung sozialer Kontakte, insbesondere der Beziehungsfähigkeit.

Logotherapeutisch-orientierte Vorgehensweise

Aufgrund des bisher sehr prekären Lebenswandel des Klienten einerseits und einer weitgehend im Unklaren gebliebenen Familiengeschichte andererseits, setzte das beraterische Vorgehen beim 6-jährigen Sohn des Klienten an und stellte den Wert einer gelingenden Erziehung und einer positiven Vaterrolle gegenüber dem Kind in den Vordergrund.

Konstantin G. wurde in seiner Kindheit deutlich mit einem negativen Vaterbild konfrontiert, welches sich in Eifersucht und Gewalt zu erschöpfen schien. Grundzüge des väterlichen Verhaltens wurden vom Klienten übernommen. Nichtsdestoweniger ist der Klient natürlich seinerseits in der Lage, sich auf geistigem Wege von diesen unhinterfragt übernommenen Verhaltensweisen zu distanzieren und eine reflektiertere, dem „Logos“ entsprechendere Position einzunehmen. Und diese Zielsetzung erwies sich als sehr fruchtbar. Durch das Wahrnehmen der Verantwortung seinem kleinen Sohn gegenüber gelang es Konstantin im Verlauf der Nachsorgezeit immer besser, sich selbst von problematischen Verhaltensweisen zu distanzieren.

Bezüglich der Drogensucht wirkte außerdem die Aufnahme eines asiatischen Kampfsports als dereflektierend. Der Klient trainierte zeitweise an bis zu 6 Wochentagen sehr intensiv und hat es in seiner Gewichtsklasse mittlerweile zu einem erfolgreichen Sportler gebracht.

Im Juni und Juli 2010 absolvierte Konstantin die Prüfungen für den Qualifizierten Hauptschulabschluss („Quali“), unmittelbar danach trat er eine Stelle bei einem großen deutschen Postdienstleister als Briefzusteller (halbtags) an. Und auch wenn künftige Krisen und Rückfälle nicht ausgeschlossen werden können (wo können sie das schon?), so scheint hier, dank des

Einsatzes spezifisch logotherapeutischer Methoden, der Grundstein für ein dem Menschen in seiner geistigen Dimension ernst nehmendes, sinnorientiertes Leben geschaffen zu sein.

Diese positiven Entwicklungen zeigen, wie wichtig es für Konstantin war, direkt nach der stationären Suchttherapie weitere Begleitung im Alltagsleben zu erhalten. Die Logotherapie Viktor Frankls fand hier vor allem in Form der Dereflexion und der Einstellungsmodulation Anwendung.

Die in der Einleitung beschriebene Einstellungsmodulation bezüglich der eigenen Suchterkrankung bzw. der für den Klienten erst einmal schwer nachvollziehbaren Sinnhaftigkeit einer dauerhaften Drogenabstinenz kann sicherlich als eine „Initialzündung“ betrachtet werden. Erst der Perspektivenwechsel – das Erkennen der eigenen Vorbildfunktion für seinen Sohn – setzte bei Konstantin jene Energien frei, die notwendig waren, um die weiteren Schritte zu gehen und vor allem um diese Schritte drogenfrei zu gehen. Hier zeigt sich meines Erachtens die Freiheit des menschlichen Geistes, der die eigene Vorprägungen identifiziert und sich sodann von ihnen zu distanzieren vermag, auf besonders eindrückliche Weise.

Fall 3: Ronald B.

Alter: 28; Geschlecht: männlich; Diagnose: Alkoholsucht; Behandlungszeitraum: April 2009 – August 2011; eingesetzte logotherapeutische Methoden: Paradoxe Intention, Dereflexion

Ronald ist ein 29 Jahre alter Student der Germanistik und diagnostizierter Alkoholiker. Er hat aufgrund seiner Krankheit in den letzten Jahren sein Studium unterbrechen müssen.

Von April 2009 bis August 2011 befand er sich in unserer Nachsorgeeinrichtung in ambulanter Betreuung. Er hat sein Studium im Hauptstudium wieder aufgenommen und arbeitet aktuell an seiner Magisterarbeit.

Aus dem durchschnittlichen Profil eines Klienten unserer Einrichtung der Suchthilfe fällt Ronald aufgrund seines hohen Bildungsgrades heraus. Die meisten unserer Klienten verfügt maximal über einen qualifizierenden Hauptschulabschluss und haben nur in etwa 20 % aller Fälle eine abgeschlossene Berufsausbildung.

Schon zu Beginn der Betreuung kristallisierte sich rasch heraus, dass die Themen, die für Ronald eine Rolle in der Betreuung spielen, über die für die Nachsorge typischen Fragen (z.B. Unterstützung bei Behördenkontakten, Beziehungsaufbau zur Herkunftsfamilie, Vermittlung in ambulante Psychotherapien, Hilfe bei der Schuldenregulierung, Aufbau sozialer und kommunikativer Kompetenzen) hinausgeht. Von Anfang war ein tief-

gehendes Interesse an philosophischen Fragen bei Ronald zu spüren, genauso aber auch an psychologischen Erklärungsmustern für Suchterkrankungen und vielem anderen mehr. Als selbst trocken lebender Alkoholiker konnte ich mich von Anfang an gut in viele der Gedankengänge Ronalds versetzen und fungierte fortan neben meiner eigentlichen Aufgabe, die man in die Nähe des modernen Ausdruckes eines "Life-Coaches" rücken könnte, auch als philosophischer und psychologisch geschulter Gesprächspartner aufgrund meiner Ausbildung in Logotherapie und meines Studiums der Philosophie. Gleichwohl zeigte Ronald durchaus auch noch den für den Nachsorge-Klienten so typischen Nachreifungsbedarf eines Spätadoleszenten. So waren z.B. seine Fähigkeiten zum selbstständigen Wohnen und der Alltagsorganisation zu Beginn der Maßnahme nur durchschnittlich ausgeprägt. Dies hat sich mittlerweile aber deutlich verbessert. Inhaltlich waren folgende Themen leitend:

1. Gestaltung der Beziehung zu seinen Eltern, die unter den Auswirkungen der Krankheit ihres Sohnes jahrelang schwer gelitten hatten, so dass nun ein dementsprechender innerfamiliärer Aufarbeitungsbedarf bestand.
2. Erlangung von Selbstständigkeit in der Bewältigung des persönlichen Alltages.
3. Entwicklung einer Berufsperspektive
4. Entwicklung einer tragfähigen, abstinenzorientierten Tagesstruktur, inklusive sportlicher Betätigung
5. Gestaltung der Beziehung zur neuen Freundin
6. Begleitung des spirituellen Weges

Wie schon in der Einleitung erwähnt, spielte – aus logotherapeutischer Sicht – v.a. letzterer Punkt eine nicht zu unterschätzende Rolle. In vielen Gesprächen versuchte ich logotherapeutische Standpunkte, wie z.B. die Freiheit des Willens, die Existenz der geistigen Person und die Überzeugung eines objektiven Logos, einzubringen. Dies wurde vom Klienten gut angenommen. Ein Schlüsselerlebnis ergab sich dabei in der gemeinsamen Rezeption eines Textes des dänischen Philosophen Sören Kierkegaard. Dessen, meiner Meinung nach bedeutendste, Schrift „Die Krankheit zum Tode“ enthält eine in Fachkreisen berühmt gewordene Definition des Geistes gleich zu Beginn des Werkes:

„Der Mensch ist Geist. Aber was ist Geist? Geist ist das Selbst. Aber was ist das Selbst? Das Selbst ist ein Verhältnis, das sich zu sich selbst verhält, oder ist das am Verhältnis, dass das Verhältnis sich zu sich selbst verhält; das Selbst ist nicht das Verhältnis, sondern dass das Verhältnis sich zu sich selbst verhält.“

Nach anfänglicher Schwierigkeit, die wohl jeder bei der ersten Lektüre dieses Textes hat, konnte Ronald das Zitat als einen Schlüsselsatz zur Erkenntnis über das, was das Geheimnis dessen ausmacht, was wir als Geist, als das wesentypische Merkmal (auch und zumal in der Logotherapie) des Menschseins bezeichnen, annehmen.

Eine Folge war die Wahrnehmung der ihm in jeder Situation gegebenen Möglichkeit der Selbstdistanzierung, verstanden als Distanzierung des Geistes von psychischen Beschwerden aller Art ebenso wie als Distanzierung von ankonditionierten, pathologischen Verhaltensweisen und emotionalen Reaktionsmustern. Ein Beispiel: Ronald erzählte schon recht bald, dass er unter aufkommenden Panikgefühlen leidet, wenn eine U-Bahn zwischen 2 Stationen anhält und, wie dies gerade in München öfters geschieht, stehen bleibt. Mit der Methode der paradoxen Intention gelang es ihm gut, die geistig errungene Kenntnis von der Fähigkeit zur Selbstdistanzierung praktisch einzusetzen. Er berichtete, wie das aus der psychischen Dimension kommende Panikgefühl durch die Intervention der geistigen Person (verstanden als Distanzierung zur gegebenen Situation) transformiert wurde zu einem Gefühl der völligen Erhabenheit gegenüber der vermeintlichen Panikattacke und letztlich sich sogar eine Art von Euphorie bei ihm einstellte, als er sogleich merkte, dass ihm diese Situation nichts anhaben konnte. In der Folge gelang es ihm schrittweise immer besser, sich ein neues Verhalten anzukonditionieren, weshalb diese Beschwerde nun schon seit einiger Zeit der Vergangenheit angehört.

Ein zweiter Schwerpunkt in der Zusammenarbeit mit Ronald bildete die Arbeit an der – noch verhältnismäßig jungen – Beziehung zu seiner Freundin. Diese ist etwa gleichen Alters und ebenfalls Studentin. Während Ronald eher dem introvertierten, zurückhaltenden und schüchternen Typ entspricht, ist seine Freundin in vielerlei Punkten das Gegenteil: spontan, impulsiv und sehr emotional. Kein Wunder, dass es in der Beziehung der beiden immer wieder auch hoch her geht. Hier spielen Eifersuchtsgefühle der Freundin eine große Rolle, welche sie immer wieder direkt und offen äußert. Nun sind solche Gefühlsregungen in einer Beziehung natürlich nicht per se problematisch bzw. pathologisch. Für Ronald wurden sie

dies aber insofern, als dass er dadurch phasenweise unter enormen Stress geriet, Tag und Nacht sich den ungerechtfertigten Beschuldigen seiner Freundin (welche diese in unbedachten Momenten äußerte) gedanklich widmete und so in äußerst problematische Grübeleien verfiel. Gerade bei erst seit kurzem abstinent lebenden Suchtkranken gilt es Entwicklungen wie diese aufmerksam zu verfolgen und entsprechend zu intervenieren. Dazu eignet sich hier wohl keine Methode besser, als jene der Dereflexion. Der Klient wurde angehalten, seine Aufmerksamkeit ganz und gar auf die gesunden Aspekte der Beziehung zu lenken, von denen es zahlreiche gab, und an diesen konsequent weiterzuarbeiten. Damit sollte der Focus verschoben werden. Konkret sah dies so aus: Ich fragte Ronald, welches Ziel er in der Beziehung gemeinsam mit seiner Freundin verfolge. Er antwortete, dass er – trotz allem – die große Chance sieht, mit dieser Frau sein Leben zu verbringen – zusammenzuziehen und irgendwann eine Familie zu gründen. Seine Freundin sehe das genauso. In der Folge erläuterte ich ihm, dass diese geteilte Zukunftsvorstellung nicht nur eine sehr attraktive sei, sondern geradezu auch das eigentliche Fundament der Beziehung darstelle. Der deutsche Philosoph und Publizist Richard David Precht meinte sinngemäß in einem seiner Vorträge über die Liebe, dass die besten Voraussetzungen für eine gelingende, lebenslang andauernde Ehe zweierlei sind: einerseits zwei, durchaus unterschiedliche, eigenständige Charaktere, die sich andererseits durch gemeinsame Lebensziele und -vorstellungen in Liebe aufeinander einlassen können. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, sind die Voraussetzungen für Ronald und seine Freundin – entgegen dem ersten Anschein – vielleicht gar nicht die schlechtesten. Natürlich entlässt das die beiden nicht aus der Verantwortung, ernsthaft an ihrer Beziehung zu arbeiten, unterstellt aber doch auch die Hoffnung und den Glauben daran, dass das gemeinsame Leben gelingen kann.

Diese Überlegungen versuchte ich dem Klienten zu vermitteln, und sie wurden von diesem auch gut aufgenommen. Gefühle wie Eifersucht, Angst und Zukunftssorgen sind menschlich und keineswegs nur negativ zu beurteilen. So weist „Eifersucht“ ja nicht nur auf ein möglicherweise unreifes, wenig vertrauensvolles Verhältnis hin, sondern setzt in gewissem Sinne eine tiefen Zuneigung zu einem Menschen voraus – und der Angst, diesen an einen anderen Menschen zu verlieren.

Wenn Ronald nun lernt, Gefühle wie die eben genannten auf integrative Weise zu betrachten, dann stellt das durchaus auch eine positive Möglichkeit dar, sinnvoll an der eigenen Beziehung zu arbeiten – und nicht über ein vorprogrammiertes Scheitern nächtelang zu grübeln.

Zusammenfassend lässt sich am Beispiel von Ronald B. zeigen, wie logotherapeutische Methoden punktuell und sinnvoll eingesetzt werden können.

1. Durch die paradoxe Intention wurde dem Klienten eine Möglichkeit eröffnet, sich von einer seit lange bestehenden Phobie zu distanzieren, die in der Vergangenheit möglicherweise auch zur Suchtneigung des Betroffenen beigetragen hat.
2. Im gemeinsamen „Ringen“ um eine geistige Perspektive gelang es dem Klienten schrittweise, sich für sein geistig-spirituelleres Bedürfnis zu öffnen, dieses ernst zu nehmen und als integralen Bestandteil des eigenen Lebens zu verstehen.
3. In einer veränderten Sichtweise auf Beziehungskonflikte gelang es Ronald, seine Einstellung zu negativ empfundenen Gefühlen zu modulieren und die Gestaltung seiner Beziehung auf einer anderen Ebene zu betreiben. Dadurch wurde einer Hyperreflexion sinnvoll entgegengetreten.

Fazit

Die geschilderten Fallbeispiele haben gezeigt, dass logotherapeutische Methoden in der Behandlung junger Suchtkranker eine bedeutende Rolle spielen können ebenso wie das logotherapeutische Menschenbild im Allgemeinen. Es gibt zahlreiche Theorien zur Entstehung von Abhängigkeitskrankungen. Im Allgemeinen wird von einem multifaktoriellen Entstehungsbild ausgegangen, also mehreren, den Ausbruch der Erkrankung begünstigenden, Umständen. Dazu können neben familiären Vorbelastungen und Aspekten der Sozialisation auch Merkmale liegen, die sich aus der je einmaligen Persönlichkeitsstruktur eines Menschen ergeben. Aber auch hinter dieser, dem Psychophysikum zuzurechnenden Struktur liegt ein geistig heiler Kern. Diese Überzeugung wurde beim Autor durch die Arbeit in der Suchthilfe immer wieder bestätigt und gestärkt. Daraus erwächst die Zuversicht, dass die Logotherapie mit ihren Axiomen des freien Willens, dem Willen zum Sinn und dem Sinn des Lebens, einen wertvollen Beitrag im Sinne der Gesundung suchtkranker Menschen leisten kann.

Autor

Johannes Nathschläger
nathschlaeger@gmx.de
www.johannes-nathschlaeger.de

Bestimmt unsere Vergangenheit unsere Zukunft?

Ein logotherapeutischer Blick auf einen weit verbreiteten Irrtum

Im folgenden möchte ich auf einige Konsequenzen hinweisen, die sich aus Viktor Frankls spezifischem Verständnis der Zeitmodi Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft ergeben. Ich beginne mit dem Zitat eines Klienten:

„Sehen Sie, mein Vater war Buchhalter. Und so penibel, wie er seinen Beruf ausgeführt hat und wohl auch ausführen musste, so penibel wurde bei uns zu Hause alles und jedes organisiert, eingerichtet, geregelt, geplant, durchgeführt. Spontaneität wurde bei uns Kindern von klein auf im Keim erstickt. Und genau so läuft auch mein Leben seit 45 Jahren, aus diesen Schuhen komme ich nicht raus.“

So die Worte des Klienten. So auch die weit verbreitete Überzeugung von der Macht der Vergangenheit, sei es die vergangene Kindheit, die vergangene Erziehung, die vergangene Lebenszeit. Weil die Vergangenheit so mächtig und so unausrottbar tief in uns verankert ist – was der therapeutische Übervater Sigmund Freud nicht müde wurde zu betonen –, gestaltet sie demnach selbstverständlich unsere Gegenwart und Zukunft: Wir kommen von der Vergangenheit her und gehen von ihr aus in die Gegenwart und Zukunft hinein. Will also jemand wissen, warum er heute so und nicht anders handelt bzw. gehandelt hat, dann schaue er in seine Vergangenheit, untersuche seine Kindheit, sein Elternhaus, sein damaliges soziales Umfeld, seine Lehrer und sonstigen Bezugspersonen, seine Vorbilder, Ideengeber usw. Dann, so sind viele Menschen heutzutage überzeugt, hat er die Wurzeln und Ursachen seines heutigen Handelns und Verhaltens vor Augen.

Diese Ursachenforschung in der Vergangenheit ist exakt der Mechanismus, der bei jeder, ich betone: bei jeder schrecklichen Tat eines Menschen in all unseren Medien einsetzt. Dass jemand heute (und morgen) handelt, ohne von Kindheit, Elternhaus, damaliger sozialer Umgebung etc. gesteuert zu sein, ist anscheinend unvorstellbar. Fest verwurzelt ist der Glaube, dass wir aus der Vergangenheit kommen, dass wir diese Vergangenheit als Rucksack in unserem gegenwärtigen Leben mit uns herumtragen und dieser Rucksack selbstverständlich auch unseren Weg in die Zukunft leitet. Die Vergangenheit erklärt die Gegenwart und natürlich auch die folgende Zukunft. - Soweit so falsch, so tragisch.

Falsch ist daran, dass hier ein mechanistisches Verständnis unbesehen auf den Menschen übertragen wird. Doch Menschen sind keine Maschinen, auch wenn ihr Psychophysicum oftmals diesen Anschein erwecken mag. Weil wir genau wissen, dass wir beim Versagen einer Maschine nach der zurückliegenden Ursache fragen müssen – und daher beim Tropfen eines Heizungsrohres zuallererst nach in der Vergangenheit angesetztem Rost suchen –, meinen wir, auch beim Menschen würde der Blick in vergangene Entwicklungen helfen, die fehlerhafte Gegenwart zu erklären. Und unglücklicherweise hilft das sogar in wenigen Fällen. Ich sage „unglücklicherweise“, weil wir aus den wenigen Fällen schließen, es sei immer so. Und das ist es ganz und gar nicht. Wir können getrost vom Gegenteil ausgehen und die wenigen Fälle, in denen der Blick in die Vergangenheit zur Lösung führt, als Ausnahmen von der Regel betrachten. In diesem Punkt dürfen sich Logotherapeuten von S. Freud verabschieden.

Tragisch an dem beschriebenen mechanistischen Verständnis ist, dass es die Menschen zu Opfern macht, mehr noch, zu Opfern auf immer. Denn es signalisiert: „Das ist nun einmal deine Geschichte, diese deine Vergangenheit gehört unverbrüchlich zu dir, sie hat dich für immer geprägt, du bist ihr ausgeliefert, du kannst deine Kindheit weder austauschen noch verändern; leider ist das Leben nicht fair zu dir, es hat dich nicht gefragt, ob du diese Kindheit, diese Eltern, diese soziale Umgebung haben wolltest; mit dieser Bürde musst du eben durch dein Leben gehen, ob es dir gefällt oder nicht.“ Ein solches Verständnis, das ich „Opfersicht“ nenne, ist wahrlich alles andere als förderlich für Lebensfreude und Lebensmut.

Die folgenden Überlegungen beziehen sich nicht auf schwere psychische Erkrankungen, bei denen ein bestimmtes Vergangenheitserlebnis pathologisch geworden ist – man denke etwa an Traumatisierungen – oder bei denen die Freiheit des Willens stark eingeschränkt ist, wie das insbesondere bei Depressionen der Fall sein kann. Meine Überlegungen richten sich vielmehr gegen die oben beschriebene weit verbreitete Commonsense-Vorstellung, die hier mit „Opfersicht“ titulierte wird.

Frankls Zeit-Umkehrung

Viktor Frankl denkt das genaue Gegenteil der Opfersicht. Nicht: Wir kommen aus der Vergangenheit und gestalten mit ihr unsere Gegenwart und Zukunft, sondern: Wir kommen aus der Zukunft, gestalten aus ihr unsere Gegenwart und vertrauen unsere gelebte Gegenwart dann der Vergangenheit an.

Um diese *Zeit-Umkehrung* zu verstehen, führen wir uns Frankls spezifisches Verständnis der Zeitmodi kurz vor Augen.

Die Zukunft eines jeden Menschen, so sagt Frankl, ist voller Möglichkeiten. Als reine Möglichkeiten sind sie nicht real, nicht wirklich. Aber sie sind zahllos und bieten sich uns zur Verwirklichung an. Wenn wir in der Gegenwart eine dieser Möglichkeiten auswählen, sie ergreifen, in die Tat umsetzen und mit ihr unser Leben gestalten, dann wird aus diesem Potential an Möglichem etwas Handfestes, etwas Reales, das nicht mehr aus der Welt zu schaffen ist. Freilich, im selben Moment, in dem wir etwas in die Tat umsetzen, ist es bereits geschehen, gehört es der Vergangenheit an. Die Vergangenheit ist demnach mit aus der Zukunft stammenden Möglichkeiten gefüllt, die wir ergriffen, in die Tat umgesetzt und so zur Realität gemacht haben.

Auf die drei Zeitmodi bezogen heißt das: *Zukunft* ist Potentialität, enthält Möglichkeiten, aber keine Wirklichkeiten, doch diese Möglichkeiten bietet sie in reichem Maße an. *Gegenwart* ist der lebendige Moment des Ergreifens und Umsetzens einer ausgewählten Möglichkeit, ohne diesen Moment geschähe nichts und alle Möglichkeiten würden verpuffen. *Vergangenheit* ist gewissermaßen der Ort, an dem alle von uns gelebten und dadurch zur Wirklichkeit gewordenen Möglichkeiten aufbewahrt sind.

Frankls Realismus der Vergangenheit (die Vergangenheit enthält realisierte Möglichkeiten) korrespondiert mit dem Gestaltungspotential der Zukunft, und genau dieses Gestaltungspotential ist der Schlüssel, denn Zukunft hat jeder Mensch, ganz gleich, wie lange er noch lebt; Zukunft ist der jeweils vor uns liegende nächste Augenblick, und der ist in der Tat voller Möglichkeiten: Jeder Mensch hat im kommenden nächsten Augenblick die Möglichkeit, dies oder das zu wünschen oder anzupacken, gute oder hässliche Gedanken zu pflegen, einen positiven oder negativen Entschluss für sein Leben zu fassen usw.

Soweit in Kürze Frankls Sicht auf die drei Zeitmodi und die von ihm vorgenommene Zeit-Umkehrung.

Wenn wir dieser Sicht die verbreitete Opfersicht gegenüberstellen, wonach wir auf immer durch unsere biographische Vergangenheit geprägt sind, dann wird deutlich, dass beides nicht kompatibel ist. Frankls Sicht und die Opfersicht ließen sich nur dann zusammenbringen, wenn die Möglichkeiten der Zukunft durch die Lebensgeschichte eines Menschen vorherbestimmbar und begrenzt wären. Das sind sie aber nicht. Die Potentialität der Zukunft, also das Angefülltsein der Zukunft mit zahllosen Möglichkeiten, die uns in jedem Augenblick angeboten werden, ist in Frankls

Sicht durch nichts und niemanden vorherbestimmbar oder begrenzbar. Wohl aber ist das Ergreifen der aus der Zukunft angebotenen Möglichkeiten begrenzbar, wir alle tun das täglich, stündlich, wenn wir uns entscheiden, wenn wir auswählen, wenn wir zu dieser angebotenen Möglichkeit „Ja“ und zu jener „Nein“ sagen. Die Zukunft ist nicht begrenzbar, und sie begrenzt uns nicht. Wir selbst sind es, die begrenzen.

„Exakt das meinen wir“, sagen nun die Vertreter der Opfersicht, „es ist die biographische Vergangenheit jedes Menschen, die die Grenzen zieht, es ist gerade die persönliche Lebensgeschichte, die jemanden veranlasst, nicht dies, sondern das zu wählen. Wir sind und bleiben durch die Vergangenheit geprägt und begrenzen uns daher selbst bei der Auswahl unserer Möglichkeiten.“

Das klingt zwar plausibel, ist es aber nicht. Denn in dieser Aussage der Opfersicht-Vertreter werden zwei Punkte vermischt, die nicht vermischbar sind: Die Aussage „wir selbst sind es, die begrenzen“ ist nämlich mehrdeutig. Sie kann bedeuten „wir selber begrenzen in freier Auswahl“ wie auch „wir selber begrenzen, weil unsere Lebensgeschichte uns dazu zwingt“. Beide Bedeutungen sind nicht miteinander vereinbar. Mit anderen Worten: Nicht *dass* wir begrenzen, ist der strittige Punkt, sondern *warum* wir begrenzen. Begrenzen wir in freier Entscheidung oder begrenzen wir, weil uns die Lebensgeschichte dazu zwingt? Anders gesagt: Wer hat das Steuer in der Hand? Unsere Lebensgeschichte? Die Vergangenheit? Die Eltern unserer Kindheit? Die Peer-group von damals? Die Lehrer von damals? Der Pfarrer von damals? Die falschen Freunde oder Verwandten von damals? Das Gedankengut dieser oder jener Lektüre von damals? Ich zähle hier nur Dinge auf, die sich allenthalben in den Berichten und Kommentaren unserer Medienwelt über die Ursachen von Verbrechen finden, und die in der Regel eindeutig die Vergangenheit als Erklärungsmuster anbieten. Doch es ist keineswegs eindeutig, dass die Vergangenheit das Steuer in der Hand hält, dass sie es ist, die jetzt, im gegenwärtigen Moment, aus den unbegrenzten Möglichkeiten der Zukunft auswählt.

Unschwer lässt sich erkennen, dass an diesem Punkt die Verantwortungsfähigkeit des Menschen auf dem Spiel steht. Wenn die Ursache meines Handelns in der Vergangenheit liegt, bei meinen Eltern, meinen Erziehern, Lehrern, Mitschülern etc., wenn die Vergangenheit das Steuer in der Hand hält, dann bin ich für mein Handeln nicht oder bestenfalls eingeschränkt verantwortlich. Verantwortlich sind dann meine Eltern, Lehrer, Mitschüler etc., die mich geprägt haben, so dass ich nicht anders kann, als genau so zu handeln, wie ich es tue bzw. getan habe.

Die Opfersicht nimmt auf diese Weise der menschlichen Verantwortlichkeit und Entscheidungsfreiheit ihren Ernst und ihre Würde. Was vielfach nicht bedacht wird, ist, dass immer dann, wenn wir jemanden unter Berufung auf seine vergangene Umwelt von Verantwortung entlasten, wir auch, ohne es zu merken, die Umwelt dieses Menschen von Verantwortung für diesen Menschen entlasten, weil ja jedes einzelne Mitglied dieser Umwelt ebenfalls in gleicher Weise zu entlasten ist, so dass am Ende überhaupt niemand mehr für irgendetwas zur Verantwortung gezogen werden kann, worauf bereits Elisabeth Lukas zu Recht hingewiesen hat.

Dass wir in unserem Alltag Verantwortlichkeit einfordern und Menschen zur Verantwortung ziehen, seien es unsere Kinder, seien es Schüler, Studierende, Berufstätige, seien es Freunde, Ehepartner, Kirchenfunktionäre, Politiker, dass auch unsere Gerichte Menschen zur Verantwortung ziehen, resultiert daher keineswegs aus Missachtung der Vergangenheit eines Menschen, sondern aus Achtung vor der Entscheidungsfreiheit und Verantwortlichkeit des Menschen.

Anthropologen und Ethnologen könnten ergänzend anführen, dass die Menschen, seit es sie gibt, zumindest soweit wir Zugang zu ihrem Sozialverhalten haben, einander stets zur Verantwortung gezogen haben, bis zum heutigen Tag, und dass man daraus durchaus auf eine menschliche Konstante schließen kann, die zu ignorieren eine ganze Menge Hybris erfordert.

Häufig wird das Suchen nach Ursachen in der Vergangenheit eines Menschen von Empathie geleitet: Man möchte einem Menschen Zukunft eröffnen, indem man Verständnis für ihn und sein Verhalten sucht. Indem man signalisiert „Das warst nicht du, der hier gehandelt hat; das, was geschehen ist, waren vielmehr zwanghafte Reaktionen auf Ereignisse deiner Vergangenheit.“ Aber eröffnen wir wirklich Zukunft, wenn wir jemanden zum Opfer seiner Vergangenheit machen? Oder eröffnen wir ihm nicht viel eher Zukunft dadurch, dass wir ihn zur freien Wahl künftiger Möglichkeiten ermutigen und ihm die Augen dafür öffnen, dass er diese freie Wahl in der Tat hat, und zwar unabhängig von seiner Vergangenheit?

Diese freie Wahl unabhängig von der eigenen Vergangenheit ist der Grund für die Tatsache, dass es vielen Kindern aus problematischen Familienverhältnissen und schwierigem gesellschaftlichem Umfeld gelingt, den angeblich für sie vorgezeichneten Weg zu einer gescheiterten Persönlichkeit auszuschlagen – ein Phänomen, das die Vertreter der Opfersicht allzu gern als zufällige Ausnahme von der Regel diskreditieren.

Interessanterweise wird mit dem Festhalten an der Opfersicht oft auch eine bestimmte Gesellschaftskritik verbunden, wonach es die kalte, kapitalistische, leistungsorientierte Gesellschaft ist, die den Menschen den Lebensmut raubt und es ihnen verunmöglicht, sich positiv zu entwickeln. Doch auch hier ist die Frage erlaubt, wer das Steuer in der Hand hält, die Frage, ob gesellschaftliche Umstände, gleich welcher Art, es mir verbieten können, eine Entscheidung für mich zu treffen.

Für Frankl sind, wie schon gesagt, bei jedem Menschen die aus der Zukunft fließenden Möglichkeiten weder vorherbestimmbar noch begrenzt. Die Zukunft eröffnet Möglichkeiten völlig unabhängig davon, wie unsere Vergangenheit aussieht. Nimmt man hinzu, dass für Frankl die Entscheidungsfreiheit ein untüglbares Wesensmoment der geistigen Dimension des Menschen ist, dann bedeutet dies das Ende der Opfersicht. Mehr noch, es eröffnen sich völlig andere Gestaltungs- und Therapiemöglichkeiten. Denn dann gilt: „Entwickle dich nicht von deiner bisherigen Vergangenheit her, sondern zu dem hin, was dir aus der Zukunft an Möglichkeiten zur Gestaltung deines Lebens entgegenkommt. Immer bietet dir die Zukunft Möglichkeiten, dein Leben anders und neu zu gestalten. Frage daher nicht: Wie bin ich geworden?, sondern frage: Wie will ich sein?“ Gerade weil die aus der Zukunft fließenden Möglichkeiten nicht von der Vergangenheit vorherbestimmt sind, ist es möglich, darauf zu verzichten, sich an seinem Vergangenheitsbild auszurichten, und sich statt dessen auszurichten hin auf das Bild seiner selbst, das einem aus der Zukunft entgegenblickt – gemäß der oben schon beschriebenen Zeit-Umkehrung.

Frankls Seins-Umkehrung

Frankls Zeitverständnis impliziert aber, auch wenn er selbst es nicht thematisiert, neben der Zeit-Umkehrung noch eine weitere überraschende Umkehrung, die ich *Seins-Umkehrung* nennen möchte: Aus dem klassischen Schema „Haben – Handeln – Sein“ wird in Konsequenz seines Denkens „Sein – Handeln – Haben“. Die klassische Sicht besagt, um das mit einem Beispiel zu verdeutlichen: Ich habe in der Vergangenheit die Fähigkeit zum Tanzen erhalten, z.B. durch die Gene meiner Eltern (*Haben*), also tanze ich in der Gegenwart (*Handeln*), bis ich dann in der Zukunft ein guter Tänzer sein werde (*Sein*). Diese klassische Sicht Haben–Handeln–Sein verführt zur Überbewertung der Vergangenheit als dem entscheidenden Motor unseres gegenwärtigen Handelns. Anders die durch Frankls Zeitverständnis implizierte Seins-Umkehrung. Sie lautet: Aus den Möglichkeiten der Zukunft kommt mir für mich das Bild eines Menschen entgegen, der ein Tän-

zer ist (*Sein*), dieses Bild ergreife ich, setze es um und tanze in der Gegenwart (*Handeln*), bis ich dann in meiner Vergangenheit so viele Momente des Tanzens niedergelegt habe, dass in meiner Vergangenheit das Bild des guten Tänzers zur Wirklichkeit geworden ist (*Haben*).

Führt man sich diese Umkehrung vor Augen, dann entzieht das der klassischen Überbewertung der Vergangenheit jegliche Grundlage. Und es wird die allseits beliebte Frage „Wer bin ich?“ (im Sinne von „Wie wurde ich zu dem, den ich rückblickend vor mir sehe?“) logotherapeutisch gewendet zur Frage „Wer will ich sein?“ (im Sinne von „Wie werde ich zu dem, den ich vorausschauend vor mir sehe?“). Die aus der Zukunft fließenden Möglichkeiten bieten mir an, dass ich mich neu erfinde. Ich erfinde mich neu, wenn ich etwas Zukünftiges vor mich hinstelle, das danach ruft, mich in seine Richtung zu entwickeln. Stelle ich mit der Frage „Wer bin ich?“ meine Vergangenheit vor mich hin, mit all ihren Momenten von Versagen und Scheitern, von unerfüllter Sehnsucht und Schmerz, von Verstimmungen und Verletzungen, dann werde ich in der Regel in diesem Morast landen, wie ich mich auch drehe und winde, gemäß dem Ausspruch „Du kannst nicht über deinen Schatten springen“. Ich werde der sein und bleiben, der ich war – und werde zum prächtigen Demonstrationsobjekt der Vertreter der Opfersicht.

Dagegen hat die Franklsche Zeit- und Seins-Umkehrung zur Folge, dass man einem Klienten (oder sich selbst) sagt: „Du kannst im wahren Sinne des Wortes *gegen* deine Vergangenheit handeln. Frage dich, wer du sein willst. Du kannst deiner Vergangenheit ein völlig neues Leben einverleiben, indem du von nun an auf das Bild zulebst, das dir aus der Zukunft entgegenkommt. Was du dafür benötigst, hast du: Entscheidungsfreiheit. Und mag auch der Rucksack, den du aus der Vergangenheit mit dir herumträgst, noch so groß und schwer sein; wenn du das kleine Etwas mit Namen Entscheidungsfreiheit zusammenbringst mit dem Bild, das dir aus der Zukunft für dich entgegenkommt, wird niemand außer dir dich steuern können, ganz gleich, welche Geister der Vergangenheit es versuchen. Denn dieses kleine Etwas namens Entscheidungsfreiheit kann in einem einzigen Entscheidungsmoment ganze Berge von Vergangenheit beiseite schieben.“

Konzeptionelle Anwendungsbereiche

Man könnte die voranstehenden Überlegungen zu Frankls Zeit- und Seinsverständnis vielfältig im logotherapeutischen Gedankengebäude vernetzen und z. B. zeigen,

- dass und wie die Franklsche *Zeit-Umkehrung* unsere geistige Dimension von psychophysischer Schlacke befreit (um es bildlich zu formulieren),
- dass die Franklsche *Seins-Umkehrung* die Aktivitäten der geistigen Dimension wundervoll freisetzen kann;
- dass Frankl an vielen anderen Orten seiner Lehre diese Seins-Umkehrung praktiziert, auch wenn er sie, wie gesagt, selbst nicht explizit so benennt, etwa an der von ihm eingeführten Paradoxen Intention, die ja nichts anderes ist als ein gezieltes Aufbrechen des vermeintlich logischen „Wie die Vergangenheit so die Zukunft“-Zusammenhangs;
- dass wir beim Thema Sinnfindung auf die Fragen, die das Leben an uns stellt, nur dann in einer sinnerfüllten Weise antworten können, wenn unser Handeln nicht durch die Vergangenheit bestimmt wird, und vieles andere mehr.

Doch sollen hier nicht alle Aspekte zugleich thematisiert und entfaltet werden, hier geht es vielmehr in erster Linie um die Darstellung von Frankls Zeit- und Seins-Umkehrung und um ihre Konsequenzen für den allzu verbreiteten Irrtum bezüglich der Macht unserer Vergangenheit.

Der Autor

Dr. Peter Suchla
Scheffelstr. 30
79102 Freiburg
Tel: 0761 / 77701
Email: suchla@web.de

Biologismus und Rassenwahn in Deutschland in den Jahren 1859–1939 im Licht der Logotherapie und Existenzanalyse Viktor E. Frankls

Viktor Frankl (1905–1997), Begründer der Logotherapie und Existenzanalyse, betrachtete den Tag seiner Befreiung aus dem Konzentrationslager (27. April 1945) als seinen zweiten Geburtstag, den er für sich feierte, bedachte und als Verpflichtung für das Leben sich immer wieder in Erinnerung rief. Zwischen Juni 1945 und Dezember 1949 machte sich Frankl kurze, dichte Notizen über all die Themen, die ihn nach seiner Befreiung aus dem Konzentrationslager bewegt hatten. In einer dieser Notizen vom 18. April 1946 heißt es: *„Die Tragödie des deutschen Volkes 1935–1945: vom Schlagwort getroffen, brach es zusammen.“*¹ Viele Jahre später, im Rahmen eines Festvortrages auf dem 3. Weltkongress für Logotherapie in Regensburg im Juni 1983 sagte Frankl: *„Hitlers Euthanasieprogramm ist meines Erachtens nicht in einem nationalsozialistischen Ministerium ausgeheckt worden, sondern war schon längst vorbereitet worden an den Schreibtischen und in den Hörsälen nihilistischer Schriftsteller und Hochschullehrer, und die gibt es nach wie vor.“*²

Im Folgenden wird den hier von Frankl angesprochenen Zusammenhängen nachgegangen und gefragt, inwiefern das Tötungsprogramm Hitlers ideengeschichtlich vorbereitet worden war.³ Dabei stehen nicht die politischen Faktoren im Vordergrund, sondern weltanschauliche Gedanken, Konzepte und Hypothesen, die – zunächst theoretisch als eine Lehre über die Abstammung des Menschen im Zuge einer langen Evolution – im Kern richtig (z.B. es gebe verschiedene Rassen), in manchen Aspekten falsch (die nordisch-germanische bzw. „arische“ Rasse sei höherwertiger als alle

¹ VIKTOR E. FRANKL, *Gesammelte Werke, Band 2: Psychologie des Konzentrationslagers. Synchronisation in Birkenwald. Und ausgewählte Briefe 1945–1993*, hrsg. v. Alexander Batthyany, Karlheinz Biller, Eugenio Fizzotti, Wien – Köln – Weimar 2006, S. 265.

² VIKTOR E. FRANKL, *Argumente für einen tragischen Optimismus. Festvortrag, gehalten auf dem 3. Weltkongress für Logotherapie an der Universität Regensburg (16.–19. 6. 1983)*, in: Viktor E. Frankl, *Der leidende Mensch*, Bern 1996, S. 62.

³ Ich beziehe mich hauptsächlich auf die Ausführungen von JOACHIM BAUER, *Das Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren*, Hamburg 2007, S. 95–131. Außerdem auf das gründlich dokumentierte und von einem Autorenteam verfasste Werk: *Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933*, hrsg. v. HANS-WALTER SCHMUHL, Göttingen 2003, 357 Seiten. Weitere Quellen siehe in den Fußnoten.

anderen), reduktionistisch und antihuman ausgerichtet waren (z.B. der Mensch sei letztlich nur ein Produkt einer sehr langen biologischen Evolution und nur die Stärkeren würden im Kampf ums Dasein überleben). Anzumerken ist: Nicht die Tatsache der Evolution *an sich* ist als problematisch zu bezeichnen, sondern ihre antihumane Deutung – propagiert von Wissenschaftlern, die auf diese Weise bewusst oder weniger bewusst die Gräueltaten der Nazis direkt oder indirekt vorbereiteten.

Es geht also um die Erörterung der (Fehl-)Entwicklung eines Menschenbildes, welches – vor allem in Deutschland – von nihilistisch eingestellten Professoren und Akademikern Schritt für Schritt von 1860 bis 1905 verbreitet, von 1905 bis 1930 durch Mittelsmänner – in Form von Schlagwörtern – ins Politische hineingetragen wurde, um dann in der von den Nationalsozialisten aufgezwungenen und zunächst von vielen Einzelnen bejahten Politik von 1933 bis 1945 grauenvolle Auswirkungen zu zeitigen, die auch heute noch nicht ganz überwunden worden sind.⁴ Freilich hat auch diese Geschichte eine sogenannte Vorgeschichte, die Frankl nur angedeutet, aber nicht ausgeführt hat. Um das von ihm Gemeinte in seiner Tragweite nachzuvollziehen, werden wir diese Strömungen einer „tödlichen Wissenschaft“ unter die Lupe nehmen.

1. Schlagwort und Nihilismus

Zunächst zum Begriff des Schlagwortes: „Weniges hat noch im menschlichen Gemeinschaftsleben so viel Schaden angerichtet, wie das ‚Schlagwort‘: – diese Missgeburt aus Denkträgheit und Überredungswillen!“ Das Schlagwort ist ein Wort, das schlagen will. Es hindert diejenigen, die ihm hörig sind, „zu eigener Denkselbständigkeit und zum sinn gerechten Denken zu kommen“.⁵ Im folgenden Beitrag wird deutlich werden, wie sehr die handelnden Personen mit Schlagworten operierten.

Wenn Frankl von „nihilistischen Hochschullehrern“ spricht, die das Euthanasieprogramm Hitlers längst *vor* der Machtergreifung der Nationalsozialisten vorbereitet hatten, so hat das Wort „Nihilismus“ (lateinisch *nihil* = nichts) mehrere Bedeutungen. Frankl lehnt zum einen den *theoretischen* Nihilismus ab, weil dieser die Möglichkeit einer *Erkenntnis der Wahr-*

⁴ Seit Ende November/Anfang Dezember 2011 erlebt die Bundesrepublik Deutschland die Erschütterung über die Neonazibewegung, die „NSU“ = Nationalsozialistische Union, und über deren mörderische Aktivitäten, die vermutlich sogar unter den Augen des Verfassungsschutzes stattgefunden haben.

⁵ BÒ YIN RÀ (JOSEPH ANTON SCHNEIDERFRANKEN), *Das Gespenst der Freiheit*, Bern 1990, S. 111. (Diese Sätze waren schon 1930 in der ersten Auflage zu lesen).

heit verneint. Frankl weist ferner auch den *ethischen* Nihilismus zurück, weil dieser die für die Sinnfindung unerlässlichen Werte und Normen des Handelns als nichtig (als „nichts“ zählend) leugnet.⁶ Aus dem ethischen folgte schon vor 1933 der *praktische/politische* Nihilismus, den Frankl vor Augen hat, wenn er den Rassenwahn der Nazis anprangert mit Formulierungen, die die unbedingte Würde des Menschen hervorheben und jene Wahnvorstellung zurückweisen, welche glaubhaft machen wollte, dass der Mensch „das Produkt von Blut und Boden“ sei und die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse den einzelnen Menschen automatisch höherwertig erscheinen lasse. Das Gegenteil ist wahr, so Frankl, denn es gehörte bis 1933 zu den selbstverständlichen Voraussetzungen abendländischen Denkens und zur Grundlage christlicher Ethik, einen Menschen nur danach sittlich zu beurteilen, was er aus seinen Anlagen macht. Dafür, dass er dieser oder jener Nation angehört, diese oder jene Hautfarbe hat, hier oder dort geboren wurde, diese oder jene Muttersprache spricht – für all das kann und darf niemand be- oder gar verurteilt werden, betonte Frankl 1946, sich auf die Jahre 1933 bis 1945 und die Rassenideologie der Nazis beziehend.

2. Darwin und die sozialdarwinistische Theorie

Am Anfang steht der englische Naturforscher CHARLES DARWIN (1809–1882), wobei er selbst und seine Evolutionstheorie für die Gräueltaten der Nazis natürlich nicht verantwortlich gemacht werden kann. Doch manche seiner Gedanken, die er selbst nicht sauber genug ausformulierte bzw. zu Ende dachte, gehören zur *Vorgeschichte* der nationalsozialistischen Entartungen, wurden willig rezipiert und radikalisiert. Sein Hauptwerk („On the origin of species by means of natural selection“, 1858, deutsch: „Über die Entstehung der Arten auf Grund der natürlichen Selektion“ 1859) wurde für viele Wissenschaftler Europas, besonders aber in Deutschland, im „Land der Philosophen und Denker“, grundlegend, allen voran für Ernst Haeckel. Dazu gleich mehr.

Darwin, der zunächst Theologie studiert hatte, war einer der großen Naturforscher des 19. Jahrhunderts. An seiner Abstammungslehre, der zufolge alles Leben auf der Erde durch einen gemeinsamen Entwicklungstammbaum verbunden ist, kann kein Zweifel bestehen. In seinem zweiten großen Werk „Über die Abstammung des Menschen und die natürliche Zucht-

⁶ Vgl. KARLHEINZ BILLER UND MARIA DE LOURDES STIEGELER, Wörterbuch der Logotherapie und Existenzanalyse von Viktor E. Frankl, Wien – Köln – Weimar 2008, S. 267.

wahl“ (1871) erschütterte Darwin die Auffassung, dass der Mensch [als ein von Gott geschaffenes Wesen, dem Geistiges eignet] eine besondere Stellung im Reich des Lebendigen innehat. Von nun an galt der Mensch nicht mehr als ein mit Gott besonders verbundenes Wesen, sondern als Produkt der allgemeinen biologischen Evolution und somit als eine [wenn auch besondere] Tierart neben vielen anderen. Nur für die am Anfang stehenden sogenannten „Uroorganismen“ [aus denen sich alles Leben entwickelte] nahm Darwin noch das Eingreifen einer transzendenten Schöpfermacht an. Zwar hielt Darwin die Empathie für einen primären, sozialen Instinkt des Menschen, doch wurde das bei der Rezeption seiner Gedanken ignoriert. Von einem menschlichen „Aggressionstrieb“ ist bei Darwin nirgendwo die Rede (vgl. dazu das Buch von Joachim Bauer, *Das kooperative Gen*). Dieser Begriff ist eine Erfindung von Sigmund Freud und Konrad Lorenz. Darwin schreibt:

„Wir zivilisierte Menschen tun alles Mögliche, um den Prozess der Beseitigung [der Schwachen und Kranken] aufzuhalten. Wir bauen Zufluchtsstätten für die Schwachsinnigen, für die Krüppel und die Kranken; wir erlassen Armengesetze und unsere Ärzte strengen sich an, das Leben eines Jeden bis zum letzten Moment noch zu erhalten ... Hierdurch geschieht es, dass auch die schwächeren Glieder der zivilisierten Gesellschaft ihre Art fortpflanzen. Dies muss für die Rasse des Menschen im höchsten Maße schädlich sein ... Wir fühlen uns getrieben, dem Hilflosen Hilfe zu geben. Das ist hauptsächlich das Resultat des Instinkts der Sympathie, welcher ursprünglich als ein Teil der sozialen Instinkte erlangt, aber später ... zarter gemacht und weiter verbreitet wurde. Auch könnten wir unsere Sympathie [für die Hilflosen], wenn sie durch den Verstand hart bedrängt würde, nicht hemmen, ohne den edelsten Teil unserer Natur herabzusetzen ... Wir müssen daher die ganz zweifellos schlechte Wirkung des [am] Lebenbleibens und der Vermehrung der Schwachen ertragen.“⁷

Ein wichtiger Begriff der im folgenden geschilderten weltanschaulichen Entwicklung ist der des „Sozialdarwinismus“. Darunter versteht man eine sozialwissenschaftliche Theorierichtung, die einen *biologischen Determinismus* vertritt (nach dem Motto: das Verhalten eines Volkes werde durch seine biologische Abstammung bestimmt) und ein *reduktionistisches Menschenbild* propagiert (nach dem Motto: der Mensch sei letztlich nur ein Pro-

⁷ Aus: *Die Abstammung des Menschen*, zitiert nach JOACHIM BAUER, *Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren*, München 2010, S. 102.

dukt einer sehr langen biologischen Evolution, wobei nicht das Individuum, sondern nur die Rasse als Ganzes von Bedeutung ist).⁸ Teilaspekte der Evolutionslehre nach Darwin werden in dieser sozialwissenschaftlich ausgerichteten Theorie auf die Geschichte der menschlichen Gesellschaften übertragen, deren Entwicklung letztlich aufgefasst wird als Folge natürlicher Selektion beim „Kampf ums Dasein“. Dabei stützte man sich auf Aussagen Darwins wie die folgenden:

„Der Mensch könnte durch Auswahl (*selection*) nicht bloß für die körperliche Konstitution und das Aussehen seiner Nachkommen, sondern auch für ihre intellektuellen und moralischen Eigenschaften etwas tun. Beide Geschlechter sollten sich der Heirat enthalten, wenn sie in irgendeinem besonderen Grade an Körper oder Geist minderwertig (*inferior*) wären. Alles, was uns diesem Ziel näher bringt, ist von Nutzen. Wenn die Klugen das Heiraten vermeiden, während die Sorglosen heiraten, werden die minderwertigen Glieder der menschlichen Gesellschaft die besseren zu verdrängen streben. Wie jedes andere Tier ist auch der Mensch ohne Zweifel auf seinen gegenwärtigen hohen Zustand durch einen Kampf um die Existenz in Folge seiner rapiden Vervielfältigung gelangt, und wenn er noch höher fortschreiten soll, so muss er einem heftigen Kampf ausgesetzt bleiben. Es muss für alle Menschen offene Konkurrenz bestehen, und es dürfen die Fähigsten nicht durch Gesetze oder Gebräuche daran gehindert werden, den größten Erfolg zu haben.“⁹

Weiter empfiehlt Darwin, „dass die schwächeren und untergeordneten Glieder der Gesellschaft nicht so häufig als die Gesunden heiraten“ [sollen, um dadurch die Gesundheit der Rasse zu schützen], wobei man das eher „hoffen als erwarten“ könne. Darwin selbst hat sich zwar immer wieder von der Übertragung seiner Lehre auf die Gesellschaft distanziert, doch hat das spätere Rassentheoretiker, Mediziner, Biologen und Naziideologen nicht daran gehindert, sich auf Darwins Lehren zu beziehen. Die Kerngedanken der Darwinschen Evolutionstheorie lassen sich so zusammenfassen: Der gegeneinander geführte Kampf ums Überleben („struggle for life“) sei das entscheidende Element der sogenannten natürlichen

⁸ Ein Vertreter des biologischen Determinismus ist der in Wien lehrende Prof. Dr. FRANZ M. WUKETITS, Jahrgang 1955. Nicht seine naturwissenschaftliche Leistung, sondern die philosophischen Konsequenzen, die er selbst daraus zieht, sind mehr als fragwürdig.

⁹ CHARLES DARWIN, Die Abstammung des Menschen (1871), III. Teil, Kapitel 21, S. 699 und 700. Hier zitiert nach JOACHIM BAUER, Das Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren, Hamburg 2007, S. 95f.

Selektion und die unabdingbare Voraussetzung für die Entwicklung von niederen zu höheren Arten gewesen. Die Selektion erfolge durch den „Kampf ums Dasein“ im weitesten Sinn, d.h. durch irgendeine Art von Konkurrenz und Wettbewerb, bei dem die weniger Glücklichen (die Schwächeren) allmählich von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden. Der Kampf ums Dasein ist also für die Darwinsche Evolutionstheorie wesentlich. Die Verbesserung der menschlichen Art als Ganze wird Darwin zufolge erreicht, indem die im Kampf ums Dasein Unterlegenen von der Fortpflanzung allmählich ausgeschlossen werden. Insofern war der Gedanke „Kampf ums Dasein“ ein Schlagwort, das später sowohl vom Sozialdarwinismus als auch vom Nationalsozialismus gierig aufgegriffen und auf entsetzliche Weise „schlagend“ gemacht wurde.¹⁰

Darwins Ansichten waren naturwissenschaftliche Gedanken und Deutungen über die Entstehung der Vielfalt der Arten. Er führte eine Reihe von Annahmen ein, die er als Prinzipien des Naturgeschehens definierte, um seine Theorie von der Selektion zu erweitern. Beispiele für solche Annahmen sind:

- (a) Das Verhältnis sowohl zwischen Individuen als auch zwischen Arten sei geleitet von einem fortwährenden, gegeneinander geführten Kampf ums Überleben.
- (b) Lebende Systeme, die diesen Kampf nicht meistern, gingen daher das Risiko ein, vernichtet zu werden.
- (c) Das Geschehen innerhalb der Pflanzen- und Tierwelt sei als Krieg („war of nature“) zu bezeichnen.
- (d) Menschliche Rassen seien in ihrer Wertigkeit unterschiedlich und ihre gegenseitige Vernichtung sei der normale Verlauf der Dinge.

Es ist tragisch, dass und wie Darwin den Gedanken des gegeneinander geführten Kampfes überbetonte, ja, sich darauf fixierte – mit fatalen Folgen auf das Denken vieler. Bezug nehmend auf seine damals gut begründete Hypothese, dass das Leben der Rassen im Grunde von Kampf und Selektion bestimmt werde, wobei immer die stärkere Rasse über die schwächere Rasse siegt, konnten zahlreiche nihilistisch eingestellte Akademiker jenen „Humus“ bereiten, aus dem der Rassenwahn der Nazis herauswuchs.¹¹

¹⁰ Vgl. WOLFGANG BÜCHEL, *Gesellschaftliche Bedingungen der Naturwissenschaft*, München 1975, S. 143–146.

¹¹ Darwins Hochschulprofessor an der Universität Cambridge ADAM SEDGWICK (1785–1873) schrieb nach der Lektüre von *Entstehung der Arten*: „Die Menschlichkeit könnte einen Schaden erleiden, der die Menschheit brutalisieren könnte“ (Zitiert nach J. BAUER, 2007, S. 100). Er sollte recht behalten.

Soweit der Ausgangspunkt einer Vorgeschichte, die in Deutschland weiter gestaltet und zunächst auf intellektueller Ebene weiter gedacht wurde.

3. Darwins Rezeption in Deutschland

In Deutschland wurde Darwin nach Erscheinen seiner Werke ziemlich schnell und zustimmend aufgenommen, und dies nicht nur von einem Teil der akademischen Elite, sondern von einer breiten Schicht gebildeter Bürger.

Geologen und Biologen, aber auch Mediziner, Geisteswissenschaftler und Publizisten griffen Darwins Lehren begeistert auf, auch deshalb, weil sie sich eine Befreiung aus den Fesseln des engen Denkens bezüglich der theologischen Schöpfungslehre erhofften. Hier schon sei angemerkt: Typisch für neuzeitliche Ent- oder Verwicklungen in der Geschichte Europas ist der Umstand, dass eine an sich großartige und richtige Idee (z.B. Evolution oder soziale Gerechtigkeit) von mittelmäßig gebildeten Wissenschaftlern, von Pseudowissenschaftlern, Pseudophilosophen übernommen, weitergedacht und in die Praxis umgesetzt wird, meistens mit Konsequenzen für die Menschen, die man nur noch als heillos, destruktiv und inhuman bezeichnen kann.¹²

3.1 Ernst Haeckel

Urvater des Darwinismus in Deutschland war Ernst Haeckel (1834–1919), Zoologieprofessor in Jena, ein angesehener Akademiker, der Darwins Gedanken in einer Reihe von Bestsellern in der deutschen Leserschaft verbreitete. Bereits 1863, nur vier Jahre nach Erscheinen von Darwins Hauptwerk, hielt er in Stettin, wo er gerade seit einem Jahr Professor war, einen Vortrag, „Über die Entwicklungstheorie Darwins“ vor der 38. Versammlung der bis heute angesehenen Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte (DGNÄ).

Haeckel sorgte sich, dass die Medizin sowie soziale Einrichtungen, die sich die zivilisierten europäischen Gesellschaften gerade aufzubauen begannen, dem Gedanken der Selektion zuwiderhandeln und so die Degeneration der Bevölkerung begünstigen würden. Unter Hinweis auf die Spartaner befürwortete er die Euthanasie (Tötung) von nicht gesunden Neugeborenen, am besten „mit einer kleinen Dosis Morphium oder Zyanid“ (wir schreiben dabei das Jahr 1870!).

¹² Auch KARL MARX (1818–1883) hat Gedanken in die Welt gesetzt, die in dem großen Menschheitsexperiment, „Sozialismus und Kommunismus“ genannt, katastrophale Folgen zeitigten.

Weiter Haeckel: „In solchen wichtigen ethischen Fragen“ wie die Aussonderung der Lebensuntüchtigen, müsse „Vernunft“ vor „Emotion“ gehen – unschwer ist hier der Keim für die spätere Rassentheorie des Nationalsozialismus zu sehen.

Haeckel betonte sowohl die individuelle biologische Ungleichheit einzelner Menschen (was auch stimmt) als auch die der „Rassen“ (was wiederum stimmen mag). Nur, und das ist der Fehlschluss: Aus der biologischen Ungleichheit folgt keineswegs, dass der einzelne Mensch einer Rasse weniger ontologischen Wert hätte als der einzelne Mensch einer anderen Rasse. Die geistige Person ist jenseits jeder Rasse und in jedem einzelnen Menschen Urfundament der absoluten Würde. Zwar hatte schon Immanuel Kant (1724–1804) von der Würde des Menschen – von dieser ewig gültigen Sittlichkeit des Menschseins – gesprochen, aber das hinderte Hochschullehrer wie Ernst Haeckel nicht, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihren Nihilismus zu verbreiten. Für ihn war der biologische Unterschied zwischen den am meisten und am wenigsten kultivierten Menschen größer als der Unterschied zwischen am wenigsten kultivierten Menschen und hoch entwickelten Menschenaffen.

Einen gegeneinander gerichteten Konkurrenzkampf der menschlichen „Rassen“ hielt Ernst Haeckel, wie Darwin, für die unausweichliche Konsequenz des Kampfes ums Dasein, wobei er eine Niederlage und Ausrottung von Aborigines, Indianern und Afrikanern, vorhersagte. Nur den Krieg lehnte Haeckel ab, da dieser die „Falschen“, nämlich die tüchtigsten jungen Männer eines Volkes töte.

Heckels Buch „Welträtsel“ wurde in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet und in mehr als 20 Sprachen übersetzt. Bei vielen, allzu vielen Lesern in ganz Europa fanden Haeckels Ansichten großen Anklang, nicht zuletzt bei Menschen, die im nationalsozialistischen Fahrwasser segelten.

Fazit: Haeckel hat sich als Zoologe Verdienste gemacht; er hat sich um die wissenschaftliche Grundlegung und Fortentwicklung der Biologie bemüht, ja. Er war ein berühmter Zoologe und auch sehr sprachbegabt, ja. Doch er radikalisierte Darwins Gedanken auf eine Weise, die sich als todbringend erweisen sollte.

3.2 Ludwig Büchner

Auch der Mediziner Ludwig Büchner (1824–1899) trug durch seine Bücher zur Popularisierung Darwins in Deutschland bei. Auf Büchner geht der später in leichter Abwandlung berühmt gewordene Satz zurück: „Das

Individuum ist nichts, die Art ist alles“ (1882). Die noch zugespitzte Abwandlung dieses menschenverachtenden Satzes im Nationalsozialismus lautete dann: „Du bist nichts, dein Volk ist alles“. Auch Büchner propagierte die „Lehre“, dass der Kampf ums Dasein zur Auslöschung „minderwertiger Rassen“ führen werde und, dass „die weiße kaukasische Rasse“ dazu bestimmt sei, „die Weltherrschaft zu übernehmen“ (so im Jahre 1872). Der in Darmstadt lebende Arzt wirkte vor allem „durch das Streben nach publizistischer Verwertung der Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung und ihrer Ausweitung zu einer Weltanschauung“ (Otto Muck). Büchner prägte auch den Satz: Die Seele sei nichts anderes als die Summe der physiologisch beschreibbaren Gehirnfunktionen, denn Kraft und Stoff seien dieselbe Sache unter verschiedenem Gesichtspunkt, und sie seien ewig und unvergänglich. Aus ihnen entstehen mittels der „planlosen Tätigkeit der Natur in der Erzeugung ihrer Formen“ alle Gestalten der Natur, „mit Einschluss vernünftiger Wesen“, mit Einschluss dessen, was man „Seele“ und „Geist“ nennt. – Solche Gedanken, die wiederum einen Keim der Wahrheit beinhalten, bezeichnet man als naturalistisch und biologistisch. Und eine biologistische Psychologie propagiert heute noch derartiges. Für Viktor Frankl war das ein Ausdruck von Reduktionismus.

Exkurs: Ein Beispiel für »Reduktionismus« ist die Ansicht der positivistischen Wissenschaft, dass sich sämtliche Phänomene des Lebendigen und vor allem des Homo humanus ausschließlich mit Hilfe der Gesetze der Physik und der Chemie bzw. der Neurobiologie erklären lassen. Komplexe Phänomene werden so in unzutreffender Weise abgewertet und aus einer isolierenden, einseitigen Perspektive dargestellt. Als Reduktionismus kann man auch jene Annahme der Neurowissenschaften bezeichnen, der zufolge psychische Vorgänge direkt in eine physikalische Sprache übersetzbar sind. Frankl hat demgegenüber beharrlich betont: Die geistige Dimension des Menschseins ist nicht ausschließlich biologischen Gesetzmäßigkeiten unterworfen. Gewiss ist der Mensch, seinem Psychophysikum nach, Teil der physischen Natur und so auch „Produkt“ einer langen biologischen Evolution. So weit waren manche Gelehrte des Abendlandes schon im 13. Jahrhundert gekommen, z.B. Albertus Magnus, der Lehrer des Thomas von Aquin. Zwar ergibt es einen Sinn, zu sagen, es gäbe letztlich nichts „Übernatürliches“ und auch „das Unbegreiflichste“, das unseren psychophysischen Sinnen begegnen könne, sei noch innerhalb der

Natur. Man möchte mit solchen Aussagen die Einheit allen Lebens für eigenes Verstehen und Deuten wahren, was ebenfalls als ein legitimes Streben der Wissenschaftler nachvollzogen werden kann. Doch mit solchen Worten und Formulierungen, schreibt schon im Jahre 1921 Joseph Anton Schneiderfranken Bô Yin Râ (1876 – 1943), „täuschen wir uns dennoch selbst; denn es gibt wahrlich etwas, das von gänzlich anderer Beschaffenheit ist, als alles, was wir gemeinhin, und selbst im weitesten Sinne, als ‚Die Natur‘ betrachten! Es gibt wahrlich etwas, das nicht innerhalb der von uns als ‚gesetzmäßig bedingt‘ erkannten Abläufe des Geschehens liegt, – das gänzlich anderen Bedingungen gehorcht, als alles, was wir als physische ‚Natur‘ erkennen!

Wollen wir dieses so völlig Andersartige auch im Sinne der Alltagsrede zur ‚Natur‘ rechnen, so verwirren wir nur in unserer Vorstellung, was in Wirklichkeit klar geschieden ist, trotz der allem übergeordneten Einheit. (...) So bleibt es denn wohlbegründet, wenn auch geheimnisvollstes Geschehen als noch innerhalb der ‚Natur‘ verankert betrachtet wird, aber es gibt, weit über die geheimnisvollsten Vorgänge innerhalb der okkulten physischen ‚Natur‘ hinaus, Regionen des Geschehens, die völlig unerkannt bleiben, solange man sie in kontinuierlichem Zusammenhang mit jenen Möglichkeiten des Geschehens glaubt, die uns [in den Naturwissenschaften] als naturgesetzlich begründet erscheinen. – Zwei Worte stehen mir zur Bezeichnung dieser höheren Regionen zur Wahl: ‚Seele‘ und ‚Geist‘.“¹³

Fazit: In der physisch-sinnlichen und kosmischen Wirklichkeit bestehen, von Ewigkeit zu Ewigkeit, Dimensionen des Seienden – dimensionalontologische Differenzen –, die dem zerlegenden Verstand nicht zugänglich sind und deren Unterscheidung sehr wohl den Einsatz der Seelen- und Geisteskräfte auch in der wissenschaftlichen Forschung voraussetzen, damit die Resultate der Forschung dem wirklichen Geschehen nach erkannt und gedeutet werden können. Doch *a priori* als materialistisch und naturalistisch eingestellte Wissenschaftler ignorieren die Seele und den Geist bei sich selbst, und bedienen sich lediglich des Verstandes. – Soweit der Exkurs.

¹³ BÔ YIN RÂ (JOSEPH ANTON SCHNEIDERFRANKEN), Mehr Licht, Bern 1989, S. 154–156.

3.3 August Weismann und Alfred Ploetz

Eine weitere „Station“ auf dem Weg zum Nihilismus und zur Vorbereitung der menschenverachtenden Ideologie des Nationalsozialismus in Deutschland ist August Weismann (1834–1914), berühmter Zoologie-Professor in Freiburg. Auch er teilte die Ansicht, dass individuelles Leben nur so lange von Wert sei, wie es der Art diene. Der Tod beseitige Individuen, die für die Erhaltung der Art – letztlich – wertlos und sogar gefährlich seien. Die moderne Medizin wirke, so Weismann, der natürlichen Auslese in bedauerlicher Weise entgegen und fördere die Degeneration (der Nation, der Rasse), da sie zum Beispiel zulasse, dass sich mit Brillen versorgte Kurzsichtige und zahnmedizinisch behandelte Zahnleidende besser vermehren könnten, als wenn sie unbehandelt geblieben wären (wir schreiben hierbei das Jahr 1892!).

Weismann war, wie auch Haeckel, Gründungs- und Ehrenmitglied der von dem Münchner Mediziner Alfred Ploetz (1860–1940) im Jahre 1905 in Berlin gegründeten „Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene“, die in den nachfolgenden Jahrzehnten bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges und noch darüber hinaus einen gewaltigen Einfluss auf das Denken (und dann auf die Politik der Nationalsozialisten) in Deutschland hatte.¹⁴ Weite Bereiche der nationalsozialistischen Erb- und Rassenpolitik wurden unter Bezugnahme auf Wissenschaften wie Biologie, Genetik, Medizin, Psychologie und Hirnforschung vorbereitet, und bei dieser Vorbereitung findet man akademisch hoch gebildete einzelne Fachleute, die mit ihren Gutachten eine Schlüsselrolle bei der Erfassung und Aussonderung von Juden, Sinti und Roma, „Rheinlandbastarden“, „Erbkranken“, „Asozialen“ und Homosexuellen einnahmen.¹⁵

Alfred Ploetz war ein Befürworter „eugenischer“ Maßnahmen, deren Ziel die Erhaltung und Verbesserung des Erbgutes sein sollte. Er setzte sich dafür ein, dass Individuen nur dann Nachwuchs zeugen sollten, wenn sie sich vorher hinsichtlich einer hinreichenden „Güte“ ihrer Erbanlagen hatten medizinisch begutachten lassen. Der am Ammersee lebende Sohn Alfred Ploetz', nämlich Wilfried Ploetz (geb. 1912), gewährte dem amerikanischen Historiker Richard Weikart Einsicht in zahlreiche Unterlagen seines Vaters. Daraus geht hervor, dass Alfred Ploetz seine die Eugenik betref-

¹⁴ Siehe beispielsweise Wolfgang Eckart, Auf dem Weg zur Herrenrasse (anlässlich des 100-jährigen Bestehens der „Gesellschaft für Rassenhygiene“), in: Süddeutsche Zeitung, 22. Juni 2005.

¹⁵ Vgl. Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933, hrsg. v. HANS-WALTER SCHMUHL, Göttingen 2003, S. 8.

fende Ideen tatsächlich von Darwin bezogen hatte.¹⁶

So kann nachvollzogen werden, wie die Linie von Darwin zu Hitler führt, wobei die einzelnen „Stationen“ dieser Linie eben nihilistische Akademiker und Hochschulprofessoren waren, die an deutschen Universitäten lehrten oder in hohen Posten – und mit viel Geld ausgestattet – arbeiteten.

Es war derselbe Alfred Ploetz, der in seinem Buch „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen“ (1895) den Begriff „Rassenhygiene“ prägte. Seine Stimme klingt im Originalton so: Je schneller sich eine Gesellschaft ihrer Älteren, ihrer unheilbar Kranken und Behinderten entledigen könne, umso besser. Denn: „Armen-Unterstützung darf nur minimal sein und nur an Leute verabfolgt werden, die keinen Einfluss mehr auf die Brutpflege haben. Solche und andere ‚humane Gefühlsduseleien‘ wie Pflege der Kranken, der Blinden, Taubstummen, überhaupt aller Schwachen, hindern oder verzögern nur die Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl“.

Und weiter: „Stellt sich heraus“, dass ein neugeborenes Kind „ein schwächliches und missratenes Kind ist, so wird ihm vom Ärzte-Kollegium, das über den Bürgerbrief der Gesellschaft entscheidet, ein sanfter Tod bereitet, sagen wir durch eine kleine Dosis Morphium.“ Die Eltern überlassen sich dann „nicht lange rebellischen Gefühlen, sondern versuchen es frisch und fröhlich ein zweites Mal, wenn ihnen das nach dem Zeugnis der Fortpflanzungsbefähigung erlaubt ist“.¹⁷

Der Rassenhygieniker Ploetz hatte 1910 auf dem Ersten Deutschen Soziologentag einen vielbeachteten Auftritt und verstand es, im Gewand einer Pseudowissenschaft mit den Begriffen „Systemrasse“ und „Vitalrasse“ so geschickt zu spielen, dass er bei vielen tiefen Eindruck machte. Sein Spiel mit Schlagworten sollte 30 Jahre später unheilvolle Auswirkungen zeitigen ...

Auch Ploetz war gegen den Krieg eingestellt, da er zur Tötung der „Falschen“, nämlich der Tüchtigsten und Kampfbereitesten führe, allerdings findet sich bei ihm der Gedanke, man könne gezielt die „minderwertigen Elemente“ unter den Soldaten an der Front als „Kanonenfutter“ einsetzen. Man ist entsetzt: Spricht hier der Mediziner, der Realpolitiker, der Ethiker oder ...?

¹⁶ Vgl. JOACHIM BAUER, Das Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren, Hamburg 2007, S. 110.

¹⁷ WOLFGANG ECKART, Auf dem Weg zur Herrenrasse, Süddeutsche Zeitung, 22. Juni 2005, nachzulesen im Internet unter: <http://www.buecher.de/shop/holocaust/rassenforschung-an-kaiser-wilhelm-instituten-vor-und-nach-1933>.

Zwischen 1910 und 1933 durchlief Alfred Ploetz mehrere „weltanschauliche Stationen“, von der Idee der Rassenhygiene über den „Geheimbund nordischer Ring“ bis zur Rettung der „nordisch-germanischen Rasse“, um dann 1933 die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten begeistert zu begrüßen mit den Worten: Dem Manne, „der die deutsche Rassenhygiene aus dem Gestrüpp ihres bisherigen Weges durch seine Willenskraft in das weite Feld freier Betätigung führt, drücke ich in herzlicher Verehrung die Hand“. Und der Mann Hitler, den Ploetz so sehr verehrte, zeigte sich dankbar, denn er ernannte Ploetz 1936 zum Professor [welch eine Ironie!], weil er „den Aufbau des Dritten Reiches in hohem Maße beeinflusst“ habe, so der im Reichsinnenministerium tätige Arthur Gütt. Ploetz postulierte die Ungleichheit der menschlichen „Rassen“, wobei er sich ausführlich zur angeblichen Überlegenheit der „nordisch-germanischen Rasse“ und der von ihm behaupteten Minderwertigkeit zahlreicher anderer „Rassen“ ausließ. Es überrascht nicht, dass Ploetz den humanistischen, demokratischen ebenso wie den christlichen Gleichheitsgedanken – dass alle Menschen vor Gott gleichwertig sind –, nachdrücklich ablehnte. Von der Würde des Menschen als Person schien er nichts gewusst zu haben, gleichwohl wurde er 1936 für den Friedensnobelpreis nominiert, weil er vor den biologisch ungünstigen Folgen gewarnt hatte, die ein Krieg auf die Fortpflanzung hat. 1937 erfolgte der Eintritt von Ploetz in die NSDAP und damit eine Wandlung und Zuspitzung seiner Gesinnung in Richtung der Idee „Rassenreinheit“.

Ploetz hätte durchaus die Chance gehabt, manche Kerngedanken von Max Scheler (1874–1928) über die Person kennen zu lernen, sich zumindest durch Lektüre damit auseinanderzusetzen, dass es einen Unterschied ausmacht, über Rasse als biologische Kategorie und Person als geistige Dimension zu sprechen. Man denke an folgende wertphilosophische Reflexionen Max Schelers, die alle schon 1921 in restloser Klarheit veröffentlicht waren und demnach nachgelesen werden konnten:

Alle Werte sind den Personwerten unterzuordnen, auch alle möglichen Sachwerte, ferner alle Werte von unpersönlichen Gemeinschaften und Organisationen. Freude und Liebe sind tiefste Ursprungsquellen alles sittlichen Seins und Wirkens. „Der Verfasser“, so Scheler, „lehnt in seiner Ethik jeden Individualismus ab, da er die ursprüngliche Mitverantwortlichkeit jeder Person für das sittliche Heil des Ganzen aller Personreiche lehrt. Er lehnt aber auch jede maßlose Überbetonung von Organisation und Gemeinschaft ab. Ihm [Max Scheler als dem Verfasser der Ethik] ist nicht eine ‚isolierte‘ Person, sondern nur die ursprünglich sich mit Gott verknüpft

wissende, auf die Welt in Liebe gerichtete und sich mit dem Ganzen der Geisteswelt und der Menschheit solidarisch geeint fühlende Person die sittlich wertvolle.“ Alle Sorgen für die Gemeinschaft und ihre Formen sollen ihren Ausgangspunkt im „lebendigen Zentrum der individuellen Person haben, denn Personwert ist höher als aller Sach-Organisations-Gemeinschaftswert.“¹⁸

Doch Ploetz und die anderen gleichgesinnten „Doktores der Medizin“ waren mit der Verbesserung der Rasse beschäftigt. Ethische Aspekte wurden nicht berücksichtigt und politische Konsequenzen nicht zu Ende gedacht. Alfred Ploetz starb 1940. So wurde ihm erspart, mitzerleben, was aus der auch von ihm propagierten Idee der „Dominanz der arischen Rasse“ durch den Holocaust geworden ist. Sein Leichnam wurde im März 1940 in Herrsching am Ammersee beigesetzt. Posthum wurde ihm noch bescheinigt, dass er „mit innerer Anteilnahme und Begeisterung die nationalsozialistische Bewegung miterlebt und das Werk des Führers bewundert“ habe.

3.4 Wilhelm Schallmayer und andere Nihilisten

Ploetz war sich über die Minderwertigkeit mancher Rassen im Vergleich zur nordisch-germanischen Rasse einig mit Wilhelm Schallmayer (1857–1919), einem weiteren in seiner Zeit äußerst einflussreichen bayerischen Mediziner, dessen 1903 erschienenes Buch „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker“ bis in die 1920er Jahre hinein mehrfach neu aufgelegt wurde und als das klassische „Meisterwerk“ der deutschen Rassenhygiene galt. Indem er die Evolutionstheorie Darwin pries, vertrat Schallmayer die Meinung, ethisch sei, was dem Überleben und der Reproduktion der Rasse diene. Zunächst ging es ihm nur um eine negative Eugenik durch freiwilligen Verzicht auf Nachkommenschaft von Personen mit geringeren Erbqualitäten. Dann aber orientierte er sich, wie Alfred Ploetz, am Begriff der „Rasse“: Nicht mehr der einzelne Mensch war wichtig, wie in der traditionellen Medizin, sondern die Rasse. Wobei hier Schallmayer für einen neutraleren Begriff plädierte, er sprach lieber von „Rassehygiene“ statt „Rassenhygiene“ und er verstand darunter den medizinischen Dienst an der eigenen Rasse. Später führte er die Bezeichnung „Sozialeugenik“ ein und distanzierte sich vom „Nordischen Gedanken“ seines Kollegen Alfred Ploetz. Obwohl man ihn durchaus einen „moderaten Rassisten“ nen-

¹⁸ MAX SCHELER, *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik*, Bern und München 1980, S. 13–15.

nen kann, wird er von Kennern als „Wegbereiter der NS-Rassenhygiene“ bezeichnet. Fest steht auch, dass Schallmayer, der im Oktober 1919 in Krailling (bei München) starb, die Vernichtung von Menschen ablehnte. Insgesamt aber ist er der Theorie von der „Ungleichheit der geistigen Begabungen der Menschenrassen“ erlegen und lässt sich in die „Internationale der Rassisten“ einordnen.

Als prominenter Meinungsbildner seiner Zeit bekannte sich Schallmayer zum „Recht des Stärkeren“, welches seine ethische Rechtfertigung aus dem Sieg der besseren über die weniger angepassten Lebewesen ziehe. Er führte aus, dass dieses Gesetz nicht nur in der Natur, sondern seiner Meinung nach auch in der menschlichen Gesellschaft Gültigkeit habe. Weitere damalige prominente Persönlichkeiten, die hierin mit ihm übereinstimmten, sind der Ethnologe und Publizist Friedrich Hellwald (1842–1892), der Germanist Alexander Tille (1866–1912), der Biologe Willibald Hentschel (1858–1947), der Geograph Friedrich Ratzel (1844–1904), der Botaniker Ernst Krause (1839–1903).

Zwischenfazit: Die Zahl einflussreicher Persönlichkeiten auf allen Gebieten der Geistes- und Naturwissenschaften, die in Deutschland zwischen 1870 und 1930 die Ideen Darwins verbreiteten und um zahlreiche Elemente ergänzten und radikalisierten, ist erschreckend hoch. Aufgeklärte oder sich als aufgeklärt wahnende Kreise des konservativen und bürgerlichen Lagers wie auch linke und rechte Gruppierungen in Deutschland begrüßten Darwins Ideen und lehnten die biblische Schöpfungsgeschichte (die ja Ausdruck einer tiefen Wahrheit im mythischen Gewand ist) ab. Diese Ablehnung an sich wäre eine Sache der Auseinandersetzung zwischen Naturwissenschaft und Philosophie/Theologie, wofür im Abendland ja eine sehr lange Tradition besteht. Die Frage, was bzw. wer der Mensch im Vergleich mit den anderen Lebewesen und der kosmischen Realität ist, hat sich ja schon vor Sokrates bei den Griechen ebenso wie in den jüdischen Schriften der Bibel gestellt und manche bleibend gültige Antworten gefunden. Doch nun etablierte sich Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts ein erschreckender Sozialdarwinismus sowohl mit konservativen Denkern wie auch mit politisch Linken wie Karl Kautsky (1854–1938) oder der Vertreterin der Frauenbewegung, der Philosophin Helene Stöcker (1869–1943) und anderen. Letztere sagte in einer Rede vor dem von Ernst Haeckel gegründeten Monistenbund im Jahre 1913: „Weil wir höherwertige Menschen haben wollen, brauchen wir Eugenik und Rassenhygiene“.

Wie man sieht, gab es schon vor dem Ersten Weltkrieg Äußerungen von Intellektuellen, die deutlich machen, von welcher Art der Zeitgeist damals war. Frankls Lehre über die Pathologien des Zeitgeistes (Kollektivismus, Fatalismus, Fanatismus) erhalten vor diesem Hintergrund ebenso eine herausragende Bedeutung als Korrektiv wie seine vehemente und nachdrückliche Überzeugung, es sei nicht wahr, dass das Individuum nicht zählt; es sei nicht wahr, dass der Mensch einen bloßen Nutzwert hat; vielmehr sei wahr, dass die Person geistig ist, und darin liege die unbedingte Würde des Menschseins begründet.

4. Die Wahnvorstellung „Krieg als biologische Notwendigkeit“

In seinen Auswirkungen verhängnisvoll dürfte noch folgender Umstand gewesen sein: „Zwei der vor dem Ersten Weltkrieg einflussreichsten Militärs in Deutschland und Österreich waren glühende Darwinisten und taten vor diesem Hintergrund ihre Überzeugung kund, dass Krieg eine unausweichliche und im Sinne der Darwinschen Gesetze zu befürwortende Maßnahme sei. Der österreichische Generalstabchef Franz Conrad von Hötzendorf (1852–1925) legte in seinen Aufzeichnungen ein explizites Bekenntnis zum Kampf ums Dasein als Grundprinzip der Natur, zum Recht des Stärkeren und zur Niederwerfung der Schwachen durch die Starken ab. Als der „wahrscheinlich intriganteste aller militärischer Führer in Europa vor 1914“ (so der Historiker Samuel R. Williamson) huldigte von Hötzendorf einem extremen Bellizismus (also der These, dass Krieg notwendig sei) mit sozialdarwinistischer Fundierung.

Und Friedrich von Bernhardi (1849 –1930), ein renommierter und einflussreicher General, verfasste 1912 ein Buch, welches bis 1914 in Deutschland bereits in sechs Auflagen erschien (Titel: „Deutschland und der nächste Krieg“). Darin erklärte Bernhardi als begeisterter Befürworter des Sozialdarwinismus den Krieg zur „biologischen Notwendigkeit“, denn Krieg sei Vorbeugung gegen kulturelle Degeneration und ein Weg zur „politischen und kulturellen Weiterentwicklung der deutschen Rasse“. Und es sei der große Darwin, der gezeigt habe, dass überall in der Natur das Recht des Stärkeren regiere. Was brutal erscheine, sei in Wirklichkeit gut, denn das Schwache werde beseitigt und das Starke setze sich durch. Die Größe eines Staatsmannes bestehe darin, den Krieg zu einem günstigen Zeitpunkt herbeizuführen.

Wohlgemerkt: „Es waren nicht nur diese beiden Generäle, die sich einen kommenden Krieg als reinigendes Naturereignis im Sinne der Darwinschen Auslese herbeiwünschten, sondern auch zahlreiche herausra-

gende, von den Ideen Darwins inspirierte Vertreter der akademischen Eliten.“¹⁹

Dann tobte der Erste Weltkrieg (1914–1918) und 10 bis 12 Millionen Menschen verloren ihr Leben. Die Horrorvision zunehmender Volksdegeneration nach 1918 wurde weiterhin beflissentlich ausgemalt und während der Weimarer Republik – von zahlreichen Intellektuellen – propagiert.

5. Heillose Verbindung von Medizin und Politik: Die Entwertung des Lebens von 1920 bis 1939

Begriffe wie Konkurrenz, Verdrängung, Kampf, Vernichtung kommen Hunderte Male in Darwins Schriften vor, wobei weder Darwin noch die eifrigen Epigonen diese sprachlichen Ausdrücke genauer unter die Lupe genommen haben. Die Bedeutung des Individuums beschränkt sich in einer oberflächlichen Sicht auf dessen Beitrag zur Erhaltung oder zum Untergang der Arten (Spezies), denn für Darwin waren nur die Arten aktive Akteure und Gegenstand der Evolution. Dass Arten, ebenso wie Nationen, aus Individuen (aus unteilbaren Einzelmenschen) bestehen, kam Darwin und seinen Nachfolgern nicht in den Sinn. Was, aus welchen Gründen auch immer, überlebt, ist Darwin zufolge „besser“. Würde der Kampf ums Dasein aufhören und damit die Beseitigung (Selektion) der Individuen mit „schlechteren“ Eigenschaften wegfallen, dann würde die betroffene Art – Darwins Logik zufolge – bezüglich ihres Erbgutes „degenerieren“, das heißt, sie würde eine immer größere Zahl von genetisch „minderwertigen“ Individuen akkumulieren und aufgrund dessen irgendwann untergehen. Dass diese Denkweise auch auf den Menschen Anwendung finden sollte, dies meinte nicht nur Darwin, sondern innerhalb weniger Jahre ein Großteil der deutschen medizinischen und geisteswissenschaftlichen Elite, und zwar „lange bevor das verbrecherische Regime der Nazis die Ernte dieser Denkweise einfuhr, sie mit weiteren Komponenten anreicherte und unser schönes Land in den Abgrund stürzte.“²⁰

Vergegenwärtigt man sich das bisher Gesagte, beginnt man zu ahnen, welche Explosionskraft der Franklsche Satz über jene nihilistischen Hochschullehrer in sich trägt, die geforscht, gedacht und Konsequenzen gezogen und diese dann in Büchern und Aufsätzen als „gesicherte Erkenntnis

¹⁹ JOACHIM BAUER, ebd., S. 114f.

²⁰ JOACHIM BAUER im Vorwort zur Taschenbuchausgabe von Prinzip Menschlichkeit, München 2010, S. 8.

der Wahrheit“ dargestellt haben. Man beginnt, die Verantwortung der sogenannten Intellektuellen für das soziale und politische Leben zu erkennen. Fragen wir: Was bedeutete dieses materialistisch und sozialdarwinistisch geprägte Denken für die Medizin?²¹ Und was bedeutete dieses Denken für die Politik nach 1933?

Die erste Konsequenz innerhalb der Medizin war diese: Die Medizin untersuchte und deutete genuin menschliche Phänomene wie Seele, Gewissen, Liebe, schöpferisches Denken, Intuition etc. rein biologisch, physiologisch, gehirnanatomisch und machte sich – das gilt insbesondere für die Psychiatrie – zur selbsternannten Wächterin der Erbanlagen und damit zur Wächterin über Leben und Tod. Diesen Machtmissbrauch der Medizin kritisierend, schreibt Frankl im Jahre 1946 (unmittelbar nach dem Krieg):

„Sind wir [Ärzte] tatsächlich so allwissend, dass wir mit absoluter Sicherheit von nicht nur momentaner, sondern dauernder Unheilbarkeit sprechen können? Wer gibt dann auch dem Arzt das Recht zu töten? Ist der Arzt als solcher von der menschlichen Gesellschaft je dazu eingesetzt? Ist er nicht vielmehr dazu bestellt: zu retten, wo er kann, zu helfen, wo er kann, und – zu pflegen, sobald er nicht mehr heilen kann? (Nicht umsonst heißen die meisten Irrenanstalten ausdrücklich ‚Heil- und Pflegeanstalten‘.)“²²

Die zweite Konsequenz der materialistischen und sozialdarwinistischen Strömung innerhalb der Politik war diese: Der Begriff „lebensunwertes Leben“, bereits 1920 formuliert, galt als diskutabel, zumindest im Rahmen von medizinischen akademischen Diskussionen. Im Zusammenhang mit den Überlegungen zur „Rassenhygiene“ und der Höherzüchtung der „arischen Rasse“ nahm die nationalsozialistische Ideologie diese Art medizinischer Wissenschaft gerne in den Dienst und setzte ihre Idee der „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ durch willige Vollstrecker in die Praxis um.²³ Präzise analysiert der 1947 in Heidelberg geborene Historiker Götz Aly:

²¹ Vgl. JOACHIM BAUER 2007, S. 116f.

²² VIKTOR E. FRANKL, Vom Sinn und Wert des Lebens (1946), in: Die Sinnfrage in der Psychotherapie, München: 1981, S. 117.

²³ Durch die Tötungsmaschinerie der Nazis wurden – allein in Deutschland 1940 bis Ende 1941 – etwa 70.000 Menschen systematisch ausgerottet, und zwar unter der Bezeichnung „Gnadentod“. Für die Auswahl der Opfer waren 40 Gutachter – Ärzte und Psychiater – berufen worden (vgl. Wikipedia, Stichwort: Aktion T-4).

Mit der Einführung des Begriffes Rasse, zuerst in die Wissenschaft und später in die politische Praxis „wurden Menschengruppen (erstens) auf die Stufe von Tieren gestellt. Zweitens behaupteten die wissenschaftlichen und politischen Protagonisten der Rassentheorie, dass es gute und schlechte Rassen gibt und daher (drittens) die guten geschützt werden müssten, notfalls mit Hilfe von Kampf und Ausmerze. Dabei konnte sich die gute Rasse – nach Meinung der Fachgelehrten – auf das Recht zur Notwehr berufen, weil die schlechten Rassen die guten stets bedrohten. Viertens gebot der Rassenkampf Härte gegen so bezeichnete Erbkrankheiten in den eigenen Reihen. Fünftens legitimierte und verstärkte die Aggression gegen die schwächsten Mitglieder der eigenen Rasse die Aggression gegen Fremdrassige. Sechstens dienten Schutz und Höherzucht der eigenen Rasse einem großen Ziel: der dauerhaften Erbgesundheit aller Gruppenangehörigen und damit dem Lebensglück von Kindern und Kindeskindern: Utopien heiligen die Mittel und billigen die Basis für sogenanntes höheres Recht. Siebtens verhieß die Rassenlehre den Gewinn von sozialem Gleichklang, weil eine Nation, zusammengesetzt aus ethnisch gleichartigen Individuen, besser, harmonischer funktioniere als eine heterorassische. Unter den genannten sieben Gesichtspunkten wurde die Erb- und Rassenhygiene als Akt des Selbstschutzes und der Selbstreinigung propagiert.“²⁴

Diese klare und nüchterne Auskunft des Historikers zeigt, wie der Rassenwahn sich politisch auswirkte. Die schon erwähnte „Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene“ (gegründet am 22. Juni 1905) wurde von Männern geprägt wie dem Mediziner Alfred Ploetz, dem Psychiater Ernst Rüdin, dem Ethnologen Richard Thurnwald und dem Philosophen Anastasius Nordenholz. Man war sich – unter der Führung von Alfred Ploetz – einig, dass die Theorie und Praxis der Rassenhygiene unter den weißen Völkern gefördert werden sollte und betrieb Rassenforschung als wissenschaftliche Disziplin an Kaiser-Wilhelm-Instituten.²⁵ Dazu schreibt Wolfgang Eckart:

„Die Verbindung mit der Abstammungslehre Charles Darwins und seiner biologistischen Ausweitung war bereits um 1900 im Bemühen kulminiert, Rassenlehre und Rassenhygiene auch für die Sozialpolitik fruchtbar

²⁴ GÖTZ ALLY, *Warum die Deutschen? Warum die Juden? Gleichheit, Neid und Rassenhass (1800–1933)*, Frankfurt am Main 2011, S. 263f.

²⁵ Siehe HANS-WALTER SCHMUHL (Hrsg.), *Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933*, Göttingen 2003, 357 Seiten. Die ausführliche Besprechung des Buches in der *Süddeutschen Zeitung* wird für diese Darlegung ebenfalls herangezogen.

zu machen. Ernst Haeckel war zur schillernden Leitfigur der Übertragung biologischer Prozesshaftigkeit auf die menschliche Gesellschaft aufgestiegen, und Friedrich Alfred Krupp hatte 1900 eine von Nationalökonomien und Biologen entwickelte Preisfrage finanziert: ‚Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?‘. Den ersten Preis erhielt der Arzt Wilhelm Schallmayer für seine Schrift ‚Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker‘ (1903).

Die Gesellschaft für Rassenhygiene verfügte bereits 1905 über eine programmatische Vision, die klar auf ihre spätere verbrecherische Umsetzung im Rahmen der NS-Zwangssterilisation und auch bereits auf die hunderttausendfachen Tötungen in der als Euthanasie verbrämten und als ‚T-4‘ verschleierte Mordaktion in deutschen Heil- und Pflegeanstalten und im polnischen und sowjetischen Okkupationsgebiet wies. Doch schon 1905 sollte es nicht nur um die nationalen ‚Erhaltungsbedingungen der Rasse‘ gehen, sondern um den ‚Rassenkrieg‘. Dass dieser in Deutsch-Südwestafrika bereits tobte und noch 1907 unter General Lothar von Trotha mit dem Genozid an mehr als 60.000 Herero und Nama seinen Abschluss fand, dürfte die frühen Architekten der ‚Herrenrasse‘ zusätzlich beflügelt haben.“²⁶

In den 1920er Jahren diskutierte man breit und lang die „Unfruchtbarmachung geistig und sittlicher Kranker und Minderwertiger“, wobei vor allem Wirtschaftswissenschaftler und Psychiater sich an der Diskussion gerne beteiligten. Ersteren haben schon damals die heillose Idee der „Ökonomisierung des menschlichen Lebens“ ins Spiel gebracht. Letztere haben im Menschen lediglich ein höher entwickeltes Tier, ein mehr oder weniger funktionierendes Psychophysikum, ein komplexes neurobiologisches Wesen gesehen.²⁷ All diese Leute waren auf ihrem Gebiet sogenannte Spezialisten. So verfassten zum Beispiel im Jahre 1920 der Jurist Karl Binding (1841–1920) und der Freiburger Psychiatrieprofessor Alfred Hoche (1865–1943) eine Schrift mit dem programmatischen Titel „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“. Demnach soll getötet werden auf seinen eigenen Wunsch der „unrettbar Verlorene“; getötet werden soll aber

²⁶ WOLFGANG ECKART, Auf dem Weg zur Herrenrasse, Süddeutsche Zeitung, 22. Juni 2005.

²⁷ Zur unsäglichen Vermischung sozialer und biologischer Normen und zu den Verirrungen der Psychiatrie siehe das sehr lesenswerte Buch von DANIEL HELL: Seelenhunger. Der fühlende Mensch und die Wissenschaften vom Leben, Bern 2003, vor allem Seite 75–90.

auch der „unheilbar Blödsinnige“, der weder den Willen zu leben noch zu sterben „äußern kann“ und als „Menschenhülse“ den schrecklichen „Gegenwurf blühender Menschheit“ darstelle. Sämtliche Euthanasie-Befürworter wie auch diejenige, welche die Euthanasie in der NS-Zeit durchführten, beriefen sich auf dieses Buch. Man vergegenwärtige sich die Umstände der Zeiten nach dem Ersten Weltkrieg: Zwischen 1919 und 1923 erlebt Europa, und besonders Deutschland, eine ökonomisch wie politisch schwere Zeit.

Unter dem Eindruck der wirtschaftlichen Krisenstimmung in Deutschland und ausgehend von der utilitaristischen Denkweise der Kosten-Nutzenaufrechnung von Menschen erstellte der Psychiater Hoche einen Katalog. Darin führte er aus, welche Menschen zu den „unheilbar Blödsinnigen“ oder den im „Zustand geistigen Todes“ Befindlichen gehörten, nämlich: Personen mit Greisenveränderungen des Gehirns (*dementia paralytica*), Menschen mit groben Missbildungen des Gehirns und mit Entwicklungsstillstand. Die größte Belastung aber stellen die „Vollidioten“ dar, so Hoche, da sie unproduktiv seien und dem Nationalvermögen durch Leistungen der Fürsorge, die sie empfangen, eine ungeheuere Kapitalmenge entzögen. Des Weiteren formulierte Erich Hoche, diese Menschen seien „Ballastexistenzen“: „Unsere deutsche Aufgabe wird für lange Zeit sein: eine bis zum höchsten gesteigerte Zusammenfassung aller Möglichkeiten, ein Freimachen jeder verfügbaren Leistungsfähigkeit für fördernde Zwecke. Der Erfüllung dieser Aufgabe steht das moderne Bestreben entgegen, möglichst auch die Schwächlinge aller Sorten zu erhalten, allen, auch den zwar nicht geistig Toten, aber doch ihrer Organisation nach minderwertigen Elementen Pflege und Schutz angedeihen zu lassen.“²⁸

Später missbilligte Hoche die von den Nazis durchgeführte Kinder-Euthanasie, nachdem eine Verwandte vom ihm 1940 zum Opfer wurde. Welch eine Tragik im Leben des Psychiaters Alfred Hoche! Doch einmal in die Welt gesetzt, wirkte der Gedanke des „lebensunwerten Lebens“ weiter und weiter ...

Der sozialdemokratisch gesinnte Alfred Grotjahn (1869 –1931), ein Sozialhygieniker und Mediziner, forderte 1926 (in: „Hygiene der menschlichen Fortpflanzung“) ohne Scheu die „Zwangssterilisation für Schwachsinnige und Epileptiker“ und „eine Reinigung der menschlichen Gesellschaft von Kranken, Hässlichen und Minderwertigen“, deren Anteil an der Bevölkerung er auf ein Drittel schätzte.

²⁸ Vgl. KIRSTEN KNAACK, Die Hilfsschule im Nationalsozialismus, hier: Exkurs: BINDING/HOCHÉ, Die Vernichtung lebensunwerten Lebens (zitiert nach Wikipedia).

Diese fatalen Ansichten sind gemeint, wenn Frankl davon spricht, dass Hochschulprofessoren den Boden bereitet haben für die Tötung sogenannten „lebensunwerten Lebens“. Ja, unter dem Mantel der Wissenschaftlichkeit wurde hier offen Mord als Lösung von Problemen empfohlen. Darauf bezog sich Frankl, als er 1946 in öffentlichen Vorträgen in Wien Sätze sagte wie diese:

„Angenommen, es handle sich in einem bestimmten Fall tatsächlich um einen (...) unheilbaren Fall; wer sagt uns, wie lange dieser Fall, nämlich die betreffende Krankheit, werde als unheilbar gelten müssen? Haben wir nicht in der Psychiatrie gerade in den letzten Jahrzehnten erlebt, dass bis dahin als unheilbar geltende Geistesstörungen schließlich doch durch irgendeine Behandlungsmethode zumindest gemildert, wenn nicht wirklich ausgeheilt werden konnten? (...) Der Arzt als Arzt ist also gewiß nicht Richter über Sein und Nichtsein der ihm anvertrauten oder gar sich selbst ihm anvertrauenden kranken Menschen. Es steht ihm daher von vornherein nicht das Recht zu – und er dürfte es sich auch niemals anmaßen –, ein Urteil über den angeblichen Lebenswert oder Lebensunwert angeblich oder tatsächlich unheilbarer Kranken zu fällen.“²⁹

Doch zwischen 1919 und 1939 sahen die Dinge anders aus. Wenngleich nicht alle, so haben sich doch sehr viele Mediziner, Psychiater und andere Hochschullehrer und Professoren mit ihren Wissenschaften dem neuen braunen Regime angedient. Frankl formulierte es in seiner berühmten Rede 1949 „In memoriam“ unmissverständlich: „Ja, es ist richtig. In jenen Jahren wurde das Arztum geschändet ... Ärzte haben in den Lagern an Todgeweihten experimentiert.“³⁰

5.1 Ernst Rüdin und Eugen Fischer

Ein weiteres Beispiel für die heillose Verstrickung der Medizin mit der Politik der Nazis erkennt man in der Gestalt des Psychiaters Ernst Rüdin (1874–1952), der in der Schweiz geboren und dort sozialisiert wurde. Seine unrühmliche Wirkung ist verbunden mit der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie (DFA, 1917 gegründet). Rüdin war ab 1918 Leiter der Genealogisch-Demographischer Abteilung der DFA, ab 1931 Geschäftsführender Direktor und seit 1934 Vorsitzender der Gesellschaft Deutscher Neurologen und Psychiater, außerdem Professor für Psychiatrie an der

²⁹ VIKTOR E. FRANKL, Vom Sinn und Wert des Lebens (1946), in: Die Sinnfrage in der Psychotherapie, München 1981, S. 116f.

³⁰ VIKTOR E. FRANKL, Der leidende Mensch, Bern 1996, S. 217.

Universität München. Er setzte sich schon in der Weimarer Republik nachdrücklich für die rassenhygienische Sterilisierung ein. Sein äußerst ambitioniertes Programm im Bereich der psychiatrischen Genetik und die sich daraus ergebenden Strategien und Praktiken psychiatrischer Wissenschaft waren durch eine Orientierung am Wohl der »Rasse« motiviert. Er und seine Mitarbeiter, aber auch andere Wissenschaftler, lieferten der Politik zwischen 1920 und 1933 Deutungsangebote und Handlungsvorhaben, die von Vertretern politischer Machtzentren in Partei und Staat aufgenommen und nach 1933 in erheblichem Maß in eine sozialpolitische Praxis umgesetzt wurden. Zu nennen sind: Eugen Fischer (1874–1967), Fritz Lenz (1887–1967), Otmar von Verschuer (1896–1969), die alle Doktoren der Medizin und einflussreiche Persönlichkeiten waren und „den Führer“ – durchaus aus eigener Überzeugung – „verehrten“. Otmar von Verschuer selbst war Mentor und Chef des berüchtigten Arztes in Auschwitz Dr. med. Josef Mengele³¹, der bei Otmar von Verschuer an der Universität Frankfurt am Main promovierte. Merkwürdige „Fügungen“: Fischer ist Mentor von Otmar von Verschuer und dieser Mentor von Mengele ...

Zusammen mit Erwin Baur und Fritz Lenz veröffentlichte Fischer das Buch „Grundriss der menschlichen Erblchkeitslehre und Rassenhygiene“, das bis in die 1970er Jahre als das Standardwerk der Anthropologie galt, verbindlich für die Lehre an den Universitäten und unter dem Kurztitel „Baur-Fischer-Lenz“ bekannt. – Eigentlich eine Schande für die deutsche Wissenschaft.

Im März 1943, im Ruhestand, schreibt Eugen Fischer selbstzufrieden im Rückblick auf sein Leben:

„Es ist ein besonderes und seltenes Glück für eine an sich theoretische Forschung, wenn sie in eine Zeit fällt, wo die allgemeine Weltanschauung ihr anerkennend entgegenkommt, ja wo sogar ihre praktischen Ergebnisse sofort als Unterlage staatlicher Maßnahmen willkommen sind ... Die

³¹ OTMAR VON VERSCHUER (1896–1969), Doktor der Medizin und führender Rassenhygieniker der NS-Zeit, war Leiter der Abteilung für menschliche Erblehre des Kaiser-Wilhelm-Instituts. Er untersuchte Hunderte von Zwillingspaaren, um festzustellen, ob kriminelle Neigungen, Schwachsinn, Tuberkulose und Krebs vererbbar seien. 1927 empfahl er die Zwangssterilisierung der „geistig und moralisch Minderwertigen“. In seiner Gesinnung als ultranationalistisch eingestellt, gehörte er zum Kreis jener Akademiker, deren Forschungen von ihrem Interesse an Deutschlands „nationaler Erneuerung“ motiviert wurde. Dass er nach dem Krieg nur als „Mitläufer“ eingestuft und ab 1951 Professor für Humangenetik an der Universität Münster wurde, gehört zu den „Abartigkeiten“ der Mitmischung früherer Nazis in der jungen BRD (vgl. Wikipedia).

menschliche Erblehre ist ... ein gewaltiger Bau geworden ... Wenn schon an der ungeheueren praktischen Auswirkung der modernen Erblehre für Pflanze und Tier nicht gezweifelt werden kann, so ist die menschliche Erblehre wahrlich dazu angetan, den Menschen aufs allertiefste zu erfassen. Unsere gesamte Weltauffassung kann an diesen Ergebnissen nicht vorbeigehen, sie beeinflussen alles. Im Guten oder im Bösen, für die Völker wie für die Einzelmenschen ist Erbe Schicksal.“³²

Halten wir fest: Die Mehrheit der Biologen und Mediziner in Deutschland hegten Jahrzehnte vor der Machtergreifung Hitlers die Überzeugung, dass die nordisch-germanische Rasse höherwertig sei. Zur Stärkung dieses Vorurteils trugen, das sei der Vollständigkeit halber erwähnt, auch der französische Rassentheoretiker Arthur de Gobineau (1816–1882) und der einflussreiche britische Rassenhistoriker – Wahldeutscher, Richard-Wagner-Freund und Wagners Schwiegersohn – Houston Stewart Chamberlain (1855–1927) nicht wenig bei. All diese Wissenschaftler sorgten dafür, dass Begriffe wie „Rasse“ und „Erbe“ pervertiert, ausgehöhlt und umgedeutet wurden und dem neuen Regime eine willkommene Handhabe für sein menschenverachtendes Programm lieferten:

„Die Wissenschaftler stellten im Jahre 1933 ihr Expertenwissen bereitwillig in den Dienst des neuen Regimes, das umgekehrt – in höherem Maße als die Regierungen der Weimarer Republik – bereit war, politische Entscheidungsprozesse auf wissenschaftliche Expertisen zu gründen. Was hier geschah, kann man als wechselseitige Instrumentalisierung von Wissenschaft und Politik am treffendsten beschreiben ... Die praktische Umsetzung von politischen Postulaten und Programmen, die auf Rassenforschung basierten, war im ‚Dritten Reich‘ in einem Ausmaß möglich geworden, das in der Weimarer Republik undenkbar gewesen wäre.“³³

6. Schluss

Nach diesem Durchgang durch die Geschichte einer „tödlichen Wissenschaft“ bleiben Fragen: Ist diese inhumane Art von Wissenschaft inzwischen Vergangenheit? Sind wir nach 1945 in Deutschland und in anderen Ländern Europas freier von wirren Wahnideen im Bereich der Humanwissenschaften (Biologie, Medizin, Humangenetik, Soziologie, Philosophie

³² HANS-WALTER SCHMUHL (Hrsg.) 2003, S. 244. Ob das nicht als eine Hybris bezeichnet werden kann?

³³ HANS-WALTER SCHMUHL (Hrsg.) 2003, S. 32.

usw.)?³⁴ Eine Wissenschaft, die ihren Vertreter dem wachen Leben fremd macht, droht fatale Irrtümer zu generieren, die unter Umständen nicht mehr wieder gut zu machen sind. Gibt es inzwischen weniger Hochschullehrer, die nihilistisch denken und forschen? Gibt es mehr Hochschullehrer, die mit Verstand und Seelenempfindung ihre Forschungen betreiben? Frankl war sich, wie eingangs zitiert und im Beitrag demonstriert wurde, noch 1983 sicher: „Hitlers Euthanasieprogramm ... war schon längst vorbereitet worden an den Schreibtischen und in den Hörsälen nihilistischer Schriftsteller und Hochschullehrer, und die gibt es nach wie vor“.³⁵ Ich selbst empfinde diese Worte durchaus als prophetisch. Es gilt daher, wachsam zu bleiben und das Wissen um die geistige Dimension des Menschseins, das vor solchen Wahnideen schützen kann, in die Gesellschaft zu tragen.

Der Autor

Dr. phil. Otto Zsok
Süddeutsches Institut für
Logotherapie und Existenzanalyse
Hauptstraße 9
D – 82256 Fürstfeldbruck
T.: 08141 / 180 41
www.logotherapie.de
si@logotherapie.de

³⁴ „In Gestalt der Soziobiologie und ihres Science-Fiction-Konstrukts vom ‚egoistischen Gen‘ feiert das alte Denken eine glanzvolle Wiederauferstehung. Seine Bedeutung erhält es u.a. als implizite, pseudowissenschaftliche Begründung, des derzeit weltweit herrschenden ökonomischen Systems“ (JOACHIM BAUER im Vorwort zur Taschenbuchausgabe von Prinzip Menschlichkeit, München 2010, S. 8.).

³⁵ VIKTOR E. FRANKL, Argumente für einen tragischen Optimismus. Festvortrag, gehalten auf dem 3. Weltkongress für Logotherapie an der Universität Regensburg (16.–19. 6. 1983), in: VIKTOR E. FRANKL, Der leidende Mensch, Bern 1996, S. 62.

Ideen zu einer logotherapeutisch fundierten Paarberatung

„Liebe ist nachgerade das Erleben des anderen Menschen in dessen ganzer Einzigartigkeit und Einmaligkeit.“

Viktor E. Frankl

Wenn ein Paar in einer schweren Krise seiner Partnerschaft, beispielsweise ausgelöst durch eine Außenbeziehung eines der beiden, eine Beratung aufsucht, dann ist das Lieben, das Erleben des Anderen, von dem Frankl spricht, tief erschüttert. Der betrogene Partner ist schwer verletzt, enttäuscht, sein Selbstwertgefühl ist verunsichert. Der Andere ist in seinen Gefühlen hin- und hergerissen, ebenso verunsichert, häufig voller Schuldgefühle. Beiden sind sicher geglaubte Lebensentwürfe, Bilder von Partnerschaft und Familie verloren gegangen.

Das Bild der Einzigartigkeit und Einmaligkeit des anderen, der exklusiven Beziehung, das man sich bis dahin gemacht hatte, ist zerbrochen. Aber zumindest dann, wenn man noch eine Beratung aufsucht, ist nicht *alles* zerbrochen.

Vielleicht sieht man durch den drohenden Verlust den anderen wieder deutlicher, man spürt, was trotz allem noch verbindet, man spürt die Kraft des gemeinsam gelebten und gestalteten Lebens, man sieht den anderen neu, ent-täuscht, d.h. ohne Täuschung. Man redet wieder mehr miteinander. Der eine wünscht sich vielleicht, es könnte noch einmal neu beginnen, besser werden, es möge der gemeinsame Weg nicht beendet sein. Der andere will sein Gefühlschaos verstehen, weiß nicht, wie er sich entscheiden kann. Beide wissen manchmal die nächsten Tage nicht zu bestehen, zu groß das Chaos, die Verzweiflung, die Not gemeinsamer Kinder. Hier brauchen sie Hilfe, sie brauchen einen Menschen, der kompetent und sicher durch dieses Wirrwarr von Gefühlen, von Schmerzen, von Altlasten führt, der hilft, dass man besser miteinander reden, einander zuhören kann, der hilft, das Leben zu stabilisieren, Druck zu entlasten und sich und seine Partnerschaft neu zu verstehen.

Viele solcher Anfragen gehören zum Alltag einer logotherapeutischen Beratungspraxis. Daher ist eine Orientierung an den Grundgedanken der Logotherapie zunehmend auch für eine Paarberatung wichtig.

Was kennzeichnet nun eine logotherapeutische Beratung, was unterscheidet sie von anderen Schulen, was kann hier ein spezifisch logotherapeutischer Ansatz sein?

Verstehen wir mit Hilfe eines Beispiels. Ein junges Paar mit drei kleinen Kindern berichtet in der Beratung von den vielfältigen Auseinandersetzungen, Kränkungen und Verletzungen, die sie miteinander in ihrem anstrengenden Alltag erleben. Sie wollen diese vielen Streits nicht, sind aber zermürbt und auch ratlos, wie sie das verhindern bzw. ändern können und haben schon daran gedacht, dass vielleicht nur eine Trennung ihre Probleme lösen könne.

Nachdem wir einzelne dieser Streitigkeiten miteinander angeschaut hatten, war deutlich geworden, dass ihrer beider Gefühle nach diesen Auseinandersetzungen jeweils immer gleich waren, wenn auch die Streitfälle inhaltlich sehr verschieden waren.

Ich bat sie an dieser Stelle, mir diese Grundgefühle einmal zu zeigen mit Hilfe einer Paarskulptur. Zur Aufstellung einer solchen Skulptur wird das Paar gebeten aufzustehen und auszuprobieren, wie sich ihr Gefühl durch eine Körperhaltung ausdrücken lässt und in welcher Beziehung, welchem Zusammenhang ihre beiden Haltungen stehen, also wie das in einer gemeinsamen „Plastik“ dargestellt werden kann. Das wird – mit Hilfestellung des Beraters – so lange ausprobiert, bis beide Partner gleichermaßen befinden, dass die Skulptur den aktuellen Gefühlen in der Partnerschaft entspricht.

Das Paar stellte eine Skulptur, in welcher sie in einem großen Ausfallschritt stehend ihren Mann von der Seite an einer Wade so gerade noch festhalten konnte. Ihr Kopf war zum Boden gerichtet, die Körperhaltung sehr verspannt. Er stand aufrecht, eine Hand seitlich – zugewandt und schützend - auf dem Kopf seiner Frau, die andere Hand war sehnsuchtsvoll in die Welt zur anderen Seite ausgestreckt, bzw. in diese Richtung gezogen. Durch das Festgehaltenwerden konnte er sich nicht vorwärts bewegen. So zerrissen zwischen Ehefrau und Familie auf der einen Seite und Beruf und lockenden Aufgaben in der Welt andererseits fühlte er sich. Sie war auf das Festhalten fokussiert und dabei vollkommen angespannt. Als die Skulptur fertig hingestellt war, wurde sie zunächst „eingefroren“, das heißt fixiert, damit das Paar in allen verschiedenen Bereichen seine Gefühle noch genauer wahrnehmen konnte.

Zunächst in der körperlichen Ebene: Wie ist die Spannung/Verspannung, der Atem, der Herzschlag.

Auf der Gefühlsebene: Wie fühlt sich das an, kenne ich das Gefühl? Ist es vielleicht ein altes Gefühl, woher kenne ich das?

Auf der Beziehungsebene: Wie ist die Beziehung zur Umgebung, was kann ich da wahrnehmen, was nicht, wie fühle ich den Partner, was kann ich von ihm wahrnehmen, bemerken, sehen, hören?

Und zuletzt: Was würde ich gerne als nächstes tun?

Nach dem Anhören des Erlebten sollten die beiden die Position wechseln und so in das Erleben des anderen einschwingen. Wenn man in der Haltung des Partners steht, kann man dessen Gefühlslage in sich selber nachfühlen. Das eröffnet neue Perspektiven, unbekannte Blickwinkel und ein tieferes Verständnis.

Und dann wurden die beiden gebeten, an die Seite zu treten und sich diese – jetzt vorgestellte – Skulptur anzuschauen, diese zu betrachten, etwas darüber zu denken. An dieser Stelle tritt, logotherapeutisch gesprochen, die Geistige Person ins Spiel. Derjenige, der das Problem betrachtet, es bewertet, bedenkt, ist die Geistige Person. Sie *ist nicht* dieses Problem, sondern kann sich davon distanzieren, es aus dieser Distanz betrachten, dazu Stellung nehmen. Darin ist sie frei. Sie kann dieses Problem, die leidvolle Situation, auch gestalten und verwandeln. Viktor Frankl spricht hier von Pathoplastik – hier ist diese „Plastik“ ja sogar real anschaubar.

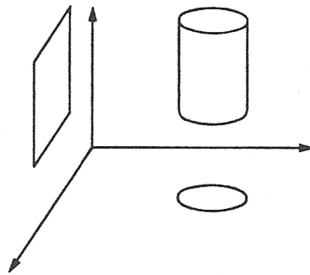
Die Geistige Person, die betrachtet, kann zudem sagen, ob bzw. was sie für sinnvoll, wichtig, wertvoll hält, d.h. hier arbeiten wir im Bereich der eigenen Werte, des eigenen Sinns. Der Berater hilft dem Klienten mit dieser Methode, den eigenen Sinn zu entdecken, zu benennen. Dieser wird nicht vom Berater gegeben, sondern nur „hervorgefragt“. Der Berater ist sozusagen „Geburtshelfer“.

Ein nächster Schritt in der Arbeit ist jetzt schlüssigerweise die Frage nach dem Zustand, den das Paar gemäß dem eigenen Sinn, der eigenen Vision gerne hätte. Die Frau hatte aus der Distanz spontan gesagt: „Nein, so wollte ich das ja gar nie – das ist ja völlig widersinnig“. Sie wollten auf „Augenhöhe“ sein, sich anschauen, an den Händen halten, aber sich auch in die Welt hinein bewegen können, auch alleine, sich dabei nicht aus den Augen verlieren und wieder zueinanderfinden und das Erlebte teilen und gemeinsam tragen. Ihr Wunschzustand als Paar war hier eine dynamische Skulptur: sie fassten sich an, drehten sich jeder um die eigene Achse, schauten in die Welt und begegneten sich wieder.

Diesem nun hingestellten und damit sichtbaren Zielzustand ihrer Beziehung liegt die Beziehungsvision dieses Paares zugrunde. In dieser „Vision“ verbirgt sich folgende logotherapeutische Idee: Jeder von uns hat eine eigene individuelle, unverwechselbare geistige Gestalt. Und wenn sich zwei solcher Individuen, Geistige Personen, verbinden, gibt es eine einma-

lige geistige Beziehungsgestalt. Diese geistige Gestalt kann nur zwischen genau diesen beiden Menschen entstehen, sie ist einmalig, unverwechselbar. Sie enthält die gemeinsame Entwicklungsmöglichkeit zweier geistiger Individuen, die durch den jeweils anderen zu eigenem Wachstum herausgefordert werden. Man könnte sagen, dass durch die Beziehung etwas „hervorgeliebt“ wird, was es ohne diese Verbindung nicht geben könnte. Ein Paar hat also eine gemeinsame Entwicklungsherausforderung. Zusätzlich häufig auch noch einen „äußeren“ gemeinsamen Sinn, beispielsweise gemeinsame Aufgaben, Ideen, nicht zu vergessen die gemeinsamen Kinder. Diese Beziehungsvision ist nur zwischen diesen beiden Menschen möglich und kann nur hier, in dieser Beziehung, verwirklicht werden.

Die Beziehungsvision können wir auch im Dreidimensionenmodell von Viktor Frankl verstehen. In der „Ärztlichen Seelsorge“ verdeutlicht Frankl es mit der bekannten Skizze:



Ein dreidimensionaler Zylinder oder ein Trinkglas erscheint auf den Projektionsflächen als Rechteck oder als Kreis. Richtig verstehbar und beurteilbar werden die Flächen aber nur unter Einbeziehung des dreidimensionalen Körpers.

So ist es mit dem Verständnis vom Menschen. Wir sehen, erleben das Seelische und das Körperliche des Menschen, dessen Ganzheit aber die 3. Dimension, die Geistige Person umfasst. Das Psychophysikum spiegelt die Geistige Person und ist ohne diese nur unvollständig verstehbar.

Und ebenso ist es in einer Paarbeziehung. Wenn zwei Menschen sich liebend begegnen, umfasst diese Liebe bestenfalls alle drei Dimensionen: die körperliche, die seelische und die geistige. Und in der Begegnung zweier geistiger Personen entsteht ebenfalls eine einmalige und einzigartige geistige Beziehungsgestalt. Diese geistige Gestalt ist die dritte Dimension einer Beziehung, entsprechend der geistigen Person als dritter Dimension

des Menschseins. Und wie bei der Geistigen Person können wir auch bei der geistigen Gestalt einer Beziehung diese nicht direkt erfassen, sondern was wir sehen, sind die Projektionen an den verschiedenen Spiegelflächen.

Vielleicht ist es dieses Geheimnis, von dem im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefs, der so oft in Trauungen zitiert wird, die Rede ist:

*Jetzt schauen wir in einen Spiegel /
und sehen nur rätselhafte Umrisse, /
dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. /
Jetzt erkenne ich unvollkommen, /
dann aber werde ich durch und durch erkennen, /
so wie ich auch durch und durch erkannt worden bin.
Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; /
doch am größten unter ihnen ist die Liebe.*

Was sind nun die Spiegel, die Projektionsflächen? Das sind die Ebenen, in denen wir die Beziehung wahrnehmen können.

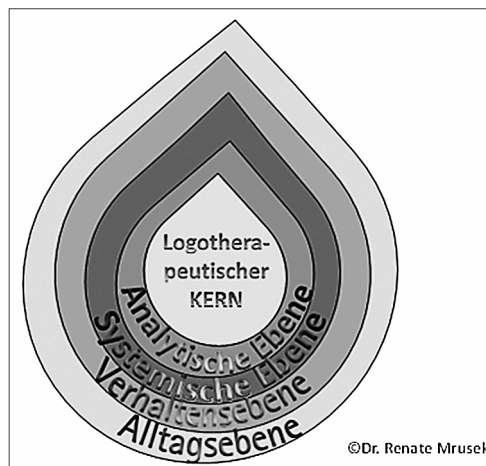
Die äußere, zuerst wahrnehmbare Schicht, ist die Alltagsebene. Hier kann man beobachten, wie die Situation des Paares ist. Was haben die beiden für aktuelle Probleme, wie ist ihre gemeinsame Geschichte. In dieser Schicht finden viele diagnostische Verfahren ihren Platz, sowie die gesamte Anamnese. Häufig ist hier in dieser Schicht zu Beginn schon viel zu regeln, damit man überhaupt eine tragbare Beratungssituation hat, damit der Alltag wieder funktioniert, und man die Ruhe hat, in der Beratung zu den weiteren Ebenen vorzudringen.

Die nächste Projektionsebene ist die des Verhaltens, des Umgangs miteinander. Hier ist der große Bereich der Kommunikation zu finden. Wie spricht das Paar miteinander? Gibt es Vorwürfe? Abwertungen? Können sie einander zuhören? Wie ist die Streitkultur? Wie die Beziehungspflege?

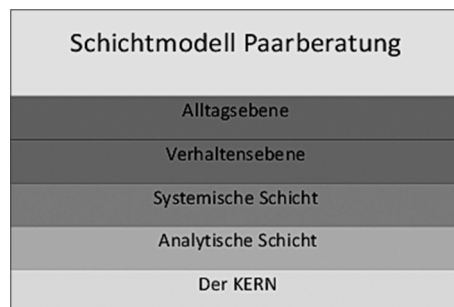
In der dritten Ebene stehen alle systemischen Zusammenhänge. Teufelskreise werden analysiert, um sie zu durchbrechen. Polaritäten und ihre Auswirkungen sind Themen, es geht um Machtfragen und Beziehungskonten.

Noch eine Schicht weiter, in der vierten Ebene, geht es um die Reinszenierungen von Kindheitskonflikten. Alte seelische Reaktionsmuster werden hier in ihrem Zusammenhang zur Partnerschaft aufgedeckt und bearbeitet. Weil das ein Schwerpunktthema in den analytischen Therapien ist, nenne ich diese Ebene die „analytische“ Schicht.

Die geistige Gestalt der Beziehung spiegelt sich also in der Alltags-, der Verhaltens-, der systemischen und der analytischen Schicht einer Beziehung. Man könnte es auch anders ausdrücken. Diese verschiedenen Schichten sind die Kleider oder Hüllen um eine geistige Gestalt. Diese aber ist die entscheidende Dimension, welche die anderen sortiert, einordnet, ganzheitlich verstehbar macht, sie ist der *Kern* des Ganzen. Daraus ergibt sich für die logotherapeutische Paarberatung folgendes Modell in Zwiebelform. Schicht um Schicht umkleidet den Kern:



In allen Schichten gilt es, Veränderungen anzuregen, Konflikte aufzulösen, Ressourcen zu stärken. Aber immer im Bewusstsein des Kerns und durchdrungen von ihm. Anders ausgedrückt: Wir arbeiten uns Schicht für Schicht zum Kern vor. Um das zu verdeutlichen, schneide ich die Zwiebel von unten in der Mitte auf und erhalte folgendes Schichtmodell.



In der logotherapeutischen Paarberatung arbeiten wir in allen Schichten, in der Regel sinnvollerweise von oben nach unten. Denn wenn in der Alltagsebene beispielsweise in einer Dreiecksgeschichte nicht geklärt ist, wer in der nächsten Zeit wo wohnt, wie Kinderbetreuung, Finanzen geregelt sind, können wir in den anderen Ebenen nicht stressfrei arbeiten. Und neue kreative und sinnvolle Ideen entstehen bekannterweise nicht unter Druck. D.h. wir entlasten in der Alltagsebene, um dann Schritt für Schritt die Konflikte in den anderen Ebenen zu bearbeiten.

Für das Paar im obigen Beispiel bedeutete das nun, in allen Schichten, bzw. durch alle Schichten hindurch so zu helfen, dass sie ihre gemeinsame Idee, ihre Paarvision verwirklichen konnten.

Was musste konkret der jeweils einzelne im Leben, im Alltag tun, verändern, damit eine Bewegung vom schmerzlichen derzeitigen Zustand hin zum sinnvollen zukünftigen Zustand beginnen konnte? In der Alltagsebene wurden in diesem Fall u.a. Hilfs- und Unterstützungsmöglichkeiten für die Kinderbetreuung gesucht, freie Stunden für beide Eltern.

In der Verhaltensebene übten die beiden, ohne Verletzungen und Vorwürfe miteinander zu sprechen, aber dennoch wichtige Bedürfnisse und Anliegen zum Ausdruck zu bringen. Sie lernten dem anderen wirklich zuzuhören und ihn wahrzunehmen.

Im systemischen Bereich gab es Teufelskreise zu durchbrechen, die aus enttäuschten unausgesprochenen wechselweisen Erwartungen, Rückzug und Angriff bestanden.

Unter dem Blickwinkel der „alten Muster“ kamen Sehnsüchte und unerfüllte Wünsche aus Kinder- und Jugendtagen zum Vorschein, die auf den Partner übertragen worden waren. Ebenso verstanden wir die damals gebildeten „Reflexe“ in der Gefühlswelt und im Verhalten. Beide Partner konnten mehr Verantwortung für sich übernehmen, mussten sich „von sich selbst, d.h. hier von ihren alten Reflexen, nicht mehr alles gefallen lassen“.

Am wichtigsten aber war beiden die „Augenhöhe“ und Selbstverantwortung. Besonders die Frau war ermutigt, neue Möglichkeiten für sich zu entdecken und zu ergreifen, auch unabhängig von ihrem Mann. Beide entwickelten Freude in der Unterstützung des anderen. Und sie konnten im wieder versöhnlicheren Umgang miteinander die ursprünglichen Impulse nochmal neu entdecken.

Der Kern der logotherapeutischen Intervention war also das Wiederentdecken der gemeinsamen Beziehungsidee, der geistigen Gestalt der Beziehung und die Annahme der Entwicklungsherausforderungen.

Methodisch ist das – wie im Beispiel – mit Hilfe der Paarskulptur möglich. Man kann diese gemeinsame Beziehungsidee aber auch finden durch Erzählungen aus der Anfangszeit einer Beziehung: Was hat den anderen so attraktiv für mich gemacht? Was kam durch ihn in mein Leben, was sonst dort nicht gewesen wäre? Welche Gedanken, Ideen, Impulse für das gemeinsame Leben hatten wir damals? Man kann zum Einstieg in dieses Erzählen und Erinnern Bilder oder Symbole zu Hilfe nehmen.

Die Beziehungsvision erfährt im Laufe der Jahre einer Partnerschaft Verwandlungen. Die wesentlichen, übergeordneten Impulse bleiben zwar bestehen, verwandeln sich aber in den Anforderungen und Aufgaben des Lebens im Sinne einer Metamorphose. Spannend in einer Beratung ist es, diese Verwandlung aufzuzeigen. Wie war die Vision am Anfang? Was konnte verwirklicht werden? Wo sind wir heute? Und vor allem auch: Was gilt es zu lernen und zu entwickeln durch die jetzige Krise? Wie verwandelt sich die Beziehungsidee für das kommende Leben? Welche Impulse wollen wir fortan miteinander ergreifen? Welcher Sinn liegt in der gemeinsamen Zukunft?

Die Verliebtheit der Anfangszeit hat uns alle Möglichkeiten des anderen vorausahnen lassen. Wir haben den andern erkannt und er uns. In der Krise oder auch im jahrelangen Alltag verdunkelt sich dieses Bild, bis wir es fast vergessen haben. Wenn es jetzt wieder- oder auch neuentdeckt werden kann, bringt es neue Energie, Freude und die Kraft, mit Schwierigkeiten fertig zu werden.

Die Liebe, so wie Frankl sie im Eingangszitat meint, ist es, welche uns die Geistige Person des anderen erahnen lässt. Deshalb macht sie, wie Frankl an anderer Stelle sagt, auch nicht blind, sondern sehend, den anderen und den gemeinsamen Sinn sehend.

Die Autorin

Dr. Renate Mrusek
Weihergärtenweg 32
72762 Reutlingen
renate.mrusek@t-online.de
www.logotherapie-mrusek.de

II. LOGOS-GESCHICHTEN

Susanne Petermann

Das Lebenshaus

Zufrieden blickte er auf sein schönes Haus, er umrundete es langsam, auf jeder Seite blieb er stehen und schaute sich alles genau an. Ja, so hatte er sich sein Traumhaus immer vorgestellt. Dieses freudige Gefühl, das ihn nun erfüllte, kannte er, wenn auch nicht so ausgeprägt, aus der Zeit, als das Haus noch gar nicht richtig existiert hatte, als es nur eine Vorstellung davon gab, eine Idee, am Anfang sehr vage, aber dann immer konkreter und ausgefeilter. Es hatte ihm großen Spaß gemacht, sich in Gedanken auszumalen, wie sein Haus einmal werden könnte, die Anordnung der einzelnen Zimmer, der Blick aus dem Fenster in den Garten, der Platz, an dem sich Freunde und Familie um den Tisch versammeln würden, die Ecke zum Schmökern. Dieses innere Bild hatte lange in ihm gelebt. Und obwohl das Haus nur in seinem Kopf existierte, war es schon in dieser Zeit ein Heim für ihn gewesen. Im Lauf der Jahre hatten sich seine Lebensumstände oft verändert, mal waren es finanzielle Sorgen, mal war es mit der Gesundheit nicht zum Besten gewesen, den Traum von seinem Haus aber hatte er nicht aufgegeben. Wenn er die Augen schloss, konnte er den kühlen Schatten spüren, den die Bäume in seinem Garten spendeten, und vom Schlafzimmer konnte er direkt in den Sternenhimmel sehen.

Jetzt, da das Haus sichtbar vor ihm stand, da er die Wand berühren, die Farbe riechen konnte, jetzt war er froh, es sich so schrankenlos erträumt zu haben, es war wunderschön geworden. Selbst kühnste Ideen und Vorstellungen hatten ihren Ausdruck gefunden und das Haus zu etwas ganz Besonderem werden lassen. Wie oft musste er sich vormals von Freunden und Bekannten anhören, er solle sich nicht an einem Idealbild orientieren, sondern schauen, was an Material und Mitteln vorhanden sei, und daraufhin seine Pläne entwerfen, nicht umgekehrt. Er aber fand es viel spannender und beglückender, seiner Phantasie freien Lauf zu lassen und erst dann zu überlegen, ob und wie sich der Plan in die Realität umsetzen ließe.

Und so musste er während der Bauphase viel Geduld und Ideenreichtum aufbringen, bis sich etwa ein zu kostspieliger Plan durch eine pfiffige, nur halb so teure, aber nicht minder schöne Variante umsetzen ließ. Manch-

mal musste er auch auf seinem inneren Bauplan nochmals genau nachschauen, was er mit einem bestimmten Bauteil erreichen wollte, welche Rolle es für sein Gesamtwerk spielte. Meistens fand sich eine Lösung auch ohne zusätzliche aufwändige Materialbeschaffung.

Sein gelungenes Haus war der beste Beweis dafür, dass er recht daran getan hatte. Das Haus seiner Träume wurde nicht aus dem Material gebaut, über das er jeweils gerade verfügte – das hätte sich sowieso ständig verändert, je nach Lebenssituation und Gefühlslage. Sein wichtigstes Baumaterial war seine Vorstellungskraft gewesen, er hatte seinen Ideen und Träumen immer wieder Raum gegeben, hatte ganz bewusst „Haben wir schon immer so gemacht“-Bemerkungen und „Wirst du nie schaffen“-Aussagen zur Seite geschoben, hatte lieber dem Kommenden als dem Bisherigen vertraut. Und daraus war eine Kraft entstanden, die ihm selbst schwierige Bauphasen zu meistern half.

III. Rezensionen

Bernd J. Claret, „*Warum ist die Schöpfung so, warum nicht anders?*“. Ein Denkversuch über „die eschatologische Frage“ im Anschluss an Joseph Bernharts geschichtstheologische Reflexionen, Lindenberg 2011, 448 Seiten, 39,80 Euro

Dass in einer theologischen Habilitationsschrift, von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn für das Fach Dogmatik angenommen, welche nach dem Sinn der Geschichte, der Schöpfung überhaupt fragt, auch der Name des Wiener Arztphilosophen Viktor E. Frankl (1905–1997) vorkommt, überrascht den Kenner nicht. Handelt es sich doch in dieser gründlich durchkomponierten Arbeit von Claret um die Frage, die auch Frankl, freilich mit anderer Akzentuierung, zutiefst bewegt hat: „*Warum so, warum nicht anders? – Wozu?*“ (J. Bernhart). Nämlich, warum ist die Welt so eingerichtet, die Schöpfung so gebaut, dass sie des unschuldigen Opfers bedarf? (S. 16) Oder, dasselbe Thema, durch andere Fragen angedeutet: Lläuft dieses Leben auf Erden auf eine von einem Idioten erzählte Geschichte hinaus? Kann man in Kenntnis der Genozide des 20. Jahrhunderts, um nur ein Beispiel zu nennen, nicht auch sagen, „dass alles Leben schließlich darauf hinauslaufen könnte, eine flüchtige und sinnlose Grimasse gewesen zu sein in dem Idiotenantlitz der unendlichen Materie“? (C. S. Lewis). Oder, von Frankl her gefragt, kann der Mensch wirklich fundiert ein „Trotzdem Ja zum Leben“ sagen? Frankl hat allerdings nicht die Warum-Frage, sondern die Wozu-Frage betont [wozu fordert mich dieses oder jenes in der Welt heraus?] und an dem „Sinn an sich“ [am „Über-Sinn“] festgehalten. Claret, als denkender Theologe, aber auch Logotherapeut, stellt die Frage anders: „Warum nur hat Gott eine evolutiv sich entwickelnde Welt geschaffen, in der todsicher auch Kinder gemartert werden? *Warum* schafft er die Welt *so, warum nicht anders?* Was hat er sich nur dabei gedacht? Wozu das Ganze?“ (S. 47) Der Umschreibung und Charakterisierung dieser brennenden Fragen widmet Claret in der »Exposition« fast 70 Seiten.

Es geht hier, Bernd Claret zufolge, nicht nur um das Problem der *Theodizee* – also um die Rechtfertigung eines götlichen und allmächtigen Gottes angesichts des Bösen, des Leidens und des Übels in der Welt –, sondern um die Klärung der Möglichkeit, ob all dem, was überhaupt in der unfassbar großen Schöpfung ist, irgendein Sinn zukommt (vgl. S. 18), und ob die Bedeutung dessen, was Schöpfung ist, nicht ganz neu gedacht und interpretiert werden muss. Oder, so meint der Rezensent, muss vielleicht

noch tiefer gefragt werden, nämlich: Wer, was ist Gott? Der alte Romano Guardini (1885–1968) hat sich abgequält mit der an Gott selbst gerichteten Frage: „Warum, Gott, zum Heil die fürchterlichen Umwege, das Leid der Unschuldigen, die Schuld?“ (S. 48)

Die Frage nach dem „Sinn der Geschichte“ (Hugo Rahner) ist in der abendländischen Tradition seit Augustinus mehr oder weniger kontinuierlich präsent. Frankl ist nicht der einzige, der im 20. Jahrhundert mit dem Begriff „Über-Sinn“ andeutet, dass das kosmische Geschehen und darin die irdische Geschichte nur von einer Transzendenz [vom Göttlichen] her – in einem ahnenden Hinauslangen des Glaubens – „verstehbar“ bzw. erahnbar wird. Der sogenannte Sinn Glaube charakterisiert auch Joseph Bernhart (1881–1969), den in Ursberg in Süddeutschland geborenen bayrischen Schwaben, der für Claret als der wichtigste Gesprächspartner bei dem Klärungsversuch der letzten Fragen in dieser Studie in Erscheinung tritt. Er sei ein Suchender gewesen, – zunächst als katholischer Priester, 1904 geweiht, dann seit 1913 als verheirateter Mann und als Schriftsteller mit großem theologischen Gewicht –, „der zutiefst an einen allumfassenden Sinn von Welt und Geschichte“ geglaubt und sich um die Sinn-Frage bemüht habe (S. 25). Claret fügt hinzu: „Ganz ähnlich verhält es sich bei Viktor E. Frankl: Weil er als Jude vorgängig zu allen Erfahrungen zutiefst an die Sinnhaftigkeit des Lebens trotz allem glaubt und an sich selbst die lebenserhaltende Kraft dieses Glaubens erfährt, müht er sich so sehr um die Sinn-Thematik. Allerdings geht es ihm zentral um die konkrete Sinn-Verwirklichung in der je konkreten Situation und weniger um die Frage nach einem Sinn an sich (in Franklscher Terminologie: ‚Über-Sinn‘). Beide, Bernhart und Frankl, treibt ein ganz ähnliches Bedürfnis wie Albert Einstein bei seinen Forschungen, nämlich die Lösung zu entdecken, die *vorgängig* zur Suchbewegung im Glauben angenommen wird“ (S. 25).

Schriften von Joseph Bernhart – z.B. „Tragik im Weltlauf“ (1917) oder „Chaos und Dämonie. Von den göttlichen Schatten der Schöpfung“ (1950) – lassen erkennen, so Claret, dass diese unsere Zeit durch einen Nihilismus charakterisiert werden kann, dessen Ursache „in einem letzten Unvertrauen auf das Dasein, das Sein überhaupt“ (S. 26) zu suchen ist. Als wäre die Wirklichkeit nicht mehr kreditwürdig (G. Marcel), als würden die Menschen von einer tiefen Vertrauenskrise gequält, könnte man sagen. Und den jüdischen Einwand gegen die vom Christentum behauptete Erlösung muss man hier ebenfalls einbringen: Das Antlitz der Welt müsste anders, erlöster aussehen, wenn Christus wirklich das wäre, was die Christen von ihm behaupten (vgl. S. 27). – Doch hier schon bringt Claret den Kerngedan-

ken seiner Arbeit ins Spiel, nämlich dass diese Krise des Unvertrauens sich nicht einfach monokausal in moralistischer Manier erklären lasse und nicht ausschließlich auf menschliche Schuld zurückgeführt werden könne, denn: Die Weltwirklichkeit selbst [theologisch ausgedrückt: die Schöpfung Gottes selbst] „ist offenbar so beschaffen, dass sie den Menschen auch abzuhalten versucht von einem echten Vertrauen auf das Dasein, [auf] das Sein überhaupt“ (S. 27). Das würde bedeuten, so Claret, „dass der einzelne Mensch dafür, dass er dem Sein letztlich nicht (ganz) vertrauen kann, nicht vollumfänglich verantwortlich ist“ (S. 27). Gemeint ist damit, in mehreren Sätzen ausgeführt und das schon Angedeutete neu ausformuliert, das Folgende: Es gibt ein Weltleid, das der Schöpfung inhärent ist und das sich beim besten Willen nicht auf das Menschliche reduzieren lässt. Es gibt ungeheure Zerstörungskräfte in der Schöpfung. Der Theologe bringt es auf den Punkt: „Warum hat Gott die Welt so miserabel gemacht, warum lässt er das entsetzliche Leid und Elend zu?“ (G. Greshake). Schärfer formuliert: Die Schöpfung ist von Haus aus „mit ganz gravierenden Übeln behaftet“ (Claret) und so fragt man sich: „Wie kann es dann der sein, der diese Schöpfung ursprünglich zu verantworten hat?“ (S. 29). Während dem Juden die Unerlöstheit der Welt eine Art Evidenz ist [so sinngemäß Schalom Ben-Chorin], behauptet das Christentum, dass das Christusergebnis dieser Welt das Heil schon gebracht habe, wobei gerade im 20. Jahrhundert sich in grauenvoller Weise eher das „Heil-Hitler“ und nicht das „Heil in Christus“ ausgewirkt hat, von Stalin und anderen dämonischen Diktatoren gar nicht zu sprechen. Jeder Mensch, der halbwegs noch bei Verstand ist, würde der Behauptung zustimmen: „Die Erlösung, (...) wenn es sie denn je geben sollte, steht noch aus, zumindest das Eigentliche an diesem Geschehen“ (S. 33).

Claret zufolge habe die hier behandelte Frage nach dem Sinn von Welt und Geschichte lebenspraktische Relevanz, die nicht dadurch verschwindet, dass man sich „den kleinen Dingen des Lebens zuwendet“ (S. 39). Nach dem Sinn des Ganzen, nach dem „Sinn an sich“ zu fragen und diese Frage wach zu halten, ist so wichtig wie das Ein- und Ausatmen, denn so erst wird des Menschen „kreatürliches Nichttinnesein im eigentlich Ewigen“, aber auch „seine Disposition zu Ewigkeit“ (J. Bernhart) deutlich (S. 46). Damit kann man schon etwas anfangen: Der Mensch ist Kreatur, [d.h. nicht letzter Grund seines Seins, das er sich selbst gegeben hätte, im Gegenteil, er hat nur *Anteil* am Sein]; er hat einen Leib, wodurch er sich mitten in einer durch die Evolution bestimmten Welt positioniert, und damit in einem befindet er sich nicht im „Innersten des Ewigen“. Kann dafür Gott [als ewi-

ger, lebendiger Gott der Liebe, als Fülle aller Kräfte, als Ur-Grund und Ur-Sein] verantwortlich gemacht werden? ... Joseph Bernhart ist die Beantwortung der Frage „warum so und wozu?“ auch nicht gelungen, stellt Claret lapidar fest (S. 52), aber Bernhart bleibt dennoch ein wertvoller Gesprächspartner, wenn der heutige Theologe sich Gründe für eine „universale Hoffnung“ (S. 60) bewusst machen will. In seiner Zeit galt Bernhart als eine theologische Randexistenz [Joseph Bernhart hat durch seine geheim vollzogene Heirat 1913 die katholische Kirche provoziert], das hat ihn aber nicht daran gehindert, unermüdlich danach zu forschen „was wir sind und wozu wir sind“ (S. 63).

Bernhart hat zeitlebens mit der Frage nach dem Sinn des Leidens und des Bösen gerungen. Die Leidensgeschichte der Welt, greifbar konzentriert in Auschwitz, hat ihn existenziell erschüttert. Nicht nur die Verheiratung als Priester, sondern der Erste und der Zweite Weltkrieg bzw. deren Auswirkungen gehören zu seiner Biographie. Er sei „ein zutiefst an Christus Erschrockener“, sagte er von sich selbst. So sah er auch in Christus nicht [ausschließlich!] den „Triumphator“, der alles Dunkle und Trübe hinter sich lässt, sondern den leidenden Menschensohn, der als „Lamm Gottes“ in die Welt kam, wobei die Geschichte dieser Welt immer schon in ihm gewesen sei. Diese „Frohbotschaft vom Kreuze“ (1944), so Bernhart, müsse mit dem tief erfüllten Geheimnis des Kindes ergänzt werden, nach dem Satz: „Ich glaube, vor allem ist das Kind zu retten, damit wir uns selbst noch retten“ (S. 64). Und Claret erkennt in diesen Aussagen von Joseph Bernhart „die Richtung, in der zu denken theologisch höchst fruchtbar sein kann“ (S. 64). Bis dahin hat der Autor die Explikation der Themen- und Problemstellung geboten. Wertvoll sind auch die langen Fußnoten, in denen Claret auf Details und dogmengeschichtliche Nuancen eingeht, indem er alle Autoritäten der Theologie sowie der Philosophie, die Name und Rang haben, ausführlich zitiert und ins Spiel bringt.

Aufgrund seiner Verheiratung als Priester blieb Joseph Bernhart ein marginalisierter Denker, ein Außenstehender, der theologisch eine Randexistenz führte – und dies müsse sich ändern, schreibt Claret, denn Bernhart habe außerhalb der Kirche doch der Kirche gedient und sei kein Apostat gewesen (vgl. S. 84). Damit befinden wir uns schon bei der Durchführung des Themas (S. 74–302). Hier zeigt Claret, dass Joseph Bernhart, sensibel und tieferschürfend, in der Theologie die Kategorie der „Tragik im Weltlauf“ ins Spiel gebracht habe; ein vorchristliches Konzept, das „zum christlichen Sündenverständnis als auch zum christlichen Freiheitsbegriff *von Hause aus* im Widerspruch steht“ (S. 85). Claret aber ist der Ansicht, dass

der Sinn für das Tragische im Leben, das Ernstnehmen des Bösen und der Schuld der Unschuldigen nicht verloren gehen und nicht gelehnet werden dürfe im Namen einer falsch verstandenen dogmatischen Erlösungslehre. Nicht alles Schuldhafte und Sündhafte, was zweifelsohne konkrete Menschen in dieser Geschichte generieren, seien auf einen Mangel an gutem Willen zurückführbar. Es gibt durchaus tragische Verstrickungen im Leben und dieses Lebens auf Erden, so Claret, und man müsse, so weit wie theologisch möglich, klären, in welchem Kontext diese Tragik zu orten sei: in Gott selbst oder doch außerhalb von Gott? Mit Joseph Bernhart vertritt Claret die These, *dass in Gott selbst keine Tragik zu finden sei*. [Nebenbei: Schon Thomas von Aquin sprach von einem Gott, dessen Innerstes das unverletzlich heile und heilige Sein ist, dessen ewige Freude nicht betrübt werden kann von Dingen und Ereignissen, die in der Schöpfung passieren. Der Aquinate wörtlich: „Die Glückseligkeit Gottes besteht nicht in dem Wirken, durch das er die Schöpfung gegründet, sondern in dem Wirken, durch das er seiner selbst genießt, unbedürftig der Schöpfung“, *creaturis non egens*, in: Summa theologica, 2 d. 15, 3,3 ad 1.] Und doch könne die nach Auschwitz gestaltete Theologie auf die mit dem Begriff der „Tragik der Welt“ verbundene Sache nicht gänzlich verzichten. Claret formuliert es zunächst als Frage so: „Erfordert das (jüdisch-)christliche Sündenverständnis und der christliche Freiheitsbegriff tatsächlich die dezidierte Zurückweisung des Gedankens, dass dem Weltlauf eine gewisse Tragik inhäriert, die nicht auf eine ‚Adamstat‘ gleich zu Beginn der menschlichen Geschichte zurückgeführt werden kann?“ (S. 89f.). Und dann, mit Bezug auf philosophische Autoren (z.B. Vittorio Hösle) antwortet er: Man müsse darauf bestehen, „dass es im Leben nicht nur moralische Dilemmata, sondern – was viel mehr ist – *wahrhaft tragische Konflikte* gibt, in denen Wert gegen Wert steht. Diese Konflikte rühren letzten Endes aber nicht von einer ‚Ursprungssünde‘ her, sondern wurzeln in der – menschlichem Handeln grundsätzlich vorgegebenen – Weltverfassung selbst“ (S. 90). Fazit: Es gibt echte tragische Konflikte, die nicht [oder nicht nur] mit der Schuld des Menschen zu tun haben, und das Moment des Tragischen im Leben kann man nicht leugnen, sagt Claret. Der Rezensent meint, dass dies ein wahrer Satz ist.

Neu und doch alt sei das genuin christliche Verständnis von Schöpfung und Erlösung, dem zufolge Gott „das Wagnis einer freien Schöpfung eingegangen ist“ und dabei die Gesamtwirklichkeit aus dem Nichts ins Sein gerufen habe (*creatio ex nihilo*). Diese sei, so Claret, die erste Schöpfungstat Gottes gewesen, sozusagen „ein leichtes Kinderspiel, eine Art Fingerübung

zum Aufwärmen“ (S. 77). Trotz des Schönguten in der Schöpfung kam durch die Freiheit des Menschen die Schuld und das Böse in diese Welt hinein. Nun musste – sehr menschlich gesprochen – eine zweite Schöpfungstat vollzogen werden und diese sei, so Claret, die Inkarnation Jesu Christi und die in ihm sich offenbarende bedingungslose Liebe Gottes, welche auch das „Nicht-zu-Rechtfertigende“ (Claret), das „Unverzeihliche“ (Derrida) in ein unsterbliches Glück hinüber zu wandeln vermag. Die Schuld, das getane Böse werden dadurch nicht rückgängig gemacht, sondern verwandelt, wobei dieser Übergang in eine „*felix culpa*“ [glückliche Schuld] uns nicht in den Kopf gehen will und nur unseren Herzen als letztes Geheimnis unserer Religion, vielleicht auch mit Hilfe der Osterliturgie, ein Stück weit fühlbar wird (vgl. S. 78). In anderen Worten und vereinfacht gesagt: Gott schafft die kosmische Welt, stattet den Menschen mit Freiheit aus [weil er freie Mit-Liebende will], der Mensch aber verfehlt seine Freiheit, bewirkt die Schuld und das Böse, was Gott eigentlich nicht will, und dann bringt Gott die Inkarnation seines Sohnes ins Spiel, um die Konsequenzen auszubügeln und jedem Menschen den Weg zum ewigen Heil, die Rückkehr zum Ursprung, zu ermöglichen. Mit seiner Theologie sei es Bernhart gelungen, schreibt Claret, „zwei Dinge zusammenzudenken und zusammenzuhalten, die – so könnte man jedenfalls meinen – nicht zusammengehen, nämlich: (1) Gott der Schöpfer der Welt ist die Liebe in Fülle, und er ist allmächtig. (2) Die Schöpfung dieses allmächtigen Gottes, der ganz und gar Liebe ist, ist ‚von Haus aus‘ defekt und ‚wesenhaft tragisch gebaut‘ und somit ‚von Haus aus‘ der Erlösung *bedürftig*“ (S. 306). Darüber hinaus sei für die christlich-theologische Rede von Gott un-aufgebar, „von Gott so zu sprechen, dass dieser nicht in ein dunkles Zwielflicht rückt, wenn sein Verhältnis zum Bösen und seine Verantwortung für das Böse in der Welt thematisiert werden“ (S. 306, Fußnote 2). Damit soll der ewig heile Urgrund des Ur-Seins bewahrt werden, wobei für den irdischen Menschen dadurch die Frage nach dem Ursprung des Bösen und dem Gesamtsinn der Gesamtgeschichte und der kosmischen Evolution nicht zum Verschwinden gebracht wird. Bernhart jedenfalls, der die Frage auch nicht beantworten kann, „spricht vom Geheimnis Gottes und von Gottes Verborgenheit und Unverfügbarkeit für unseren Verstand“ (S. 307, Fußnote 2), und lehnt sich dabei an den guten alten Thomas von Aquin an.

Der Rezensent gibt an dieser Stelle zu bedenken, dass die klassische theologische Vorstellung einer „*creatio ex nihilo*“ schon von Thomas von Aquin bedacht wurde [in einer kleinen Streitschrift, *De aeternitate mundi*,

die bis heute noch nicht ins Deutsche übersetzt wurde]. Darin erwog der Aquinate die Gründe, welche *für* und *gegen* die Ewigkeit der kosmischen Welt sprechen und formulierte die Ansicht, dass er keinen besonderen Vernunftgrund dafür erkennen könne, warum diese Welt nicht eine ewig dauernde sein sollte oder sogar eine Welt ohne Anfang. Und er sei vollkommen davon überzeugt, so der Aquinate weiter, „dass auch dann, wenn die Welt weder Anfang noch Ende hätte, dennoch logischerweise ein Schöpfer genauso notwendig wäre. Und er fügt milde hinzu, jeder, der das nicht einsehe, begreife eben nicht, was unter einem ‚Schöpfer‘ zu verstehen ist“ (G. K. Chesterton, *Der stumme Ochse*, Freiburg 1960, S. 124). Nimmt man diesen Ansatz ernst, wird man die klassische Auffassung von der „Schöpfung aus dem Nichts“ neu und *anders* interpretieren müssen, vielleicht im Sinne einer ewigen Emanation, [im Grunde auch ein uralter Gedanke], die im Kern besagt, dass die Fülle der [Ursachen schaffenden] Kräfte und des Lebens, die im ewigen göttlichen Sein immer sind und wirken, ohne Unterbrechung, pausenlos und ewig hervorfließen in den unendlichen Raum hinein und [stufenweise] all das bewirken, was wir – in christlich-abendländischer Perspektive gesprochen – als Schöpfung bezeichnen. Gleich hinzugefügt werden muss an dieser Stelle, dass das Wort „Raum“ sowohl einen geistigen Raum als auch den in ihm begründeten und aus ihm existierenden physisch-materiellen Raum meint, wobei das hier nicht weiter begründet werden kann. [Siehe dazu: Bô Yin Râ, *Welten. Eine Folge kosmischer Gesichte*, Bern, vor allem S. 15–40. Immerhin schreibt auch Claret, dass Schöpfung und Erschaffen ganz wesentlich auch Raum geben heißt (S. 372), womit er mit aussagt, dass der Raum, in den der Mensch entlassen werden sollte, von der göttlichen Liebe geheimnisvoll durchdrungen ist.] Jede bisherige, ernst zu nehmende religiöse und geistige Lehre verbindet mit dem Wort „Gott“ die Fülle aller Kräfte, das Ewige, das Ur-Sein, das Ur-Licht, das im vollen Sinn eben Sein-gebend, Sein-mitteilend ist – und eben dies heißt: *erschaffen*. Das aber sollte man nicht mit einem sogenannten „Nichts“ oder mit einem „zeitlichen Anfang“ in Verbindung bringen, denn das so gemeinte „Erschaffen“ [als Sein geben, Sein mitteilen, um neues, individuelles und autonom bestehendes *Seiendes* zu ermöglichen] ist ohne Anfang und ohne Ende; ist ewiges Geschehen, ewige Dynamik und ewiger Rhythmus in „Ruhe und Tat zugleich“. Und, so lässt sich ergänzen, der Mensch selbst, als der Geistes-Mensch „vor dem *Fall* in die Faktizität“ [um hier Frankl zu zitieren], ist ewig in dieses ewige Geschehen des Göttlichen hinein positioniert – und glücklich. Genau das meint die bildhafte Rede der Genesisgeschichte vom „paradiesischen Zustand“ des ersten Paares

„Adam und Eva“, die in der göttlichen Sphäre als Mann und Weib [als Paar und bipolare Einheit] noch vereint, in Harmonie, Licht und noch nicht gefährdete Freiheit leben. [Es ist hier an die *Zauberflöte* zu erinnern: „Mann und Weib und Weib und Mann reichen an die Gottheit an“]. Doch irgendwann befinden sich „Adam und Eva“, und zwar aus freiem Willen, nicht mehr in der göttlichen Sphäre, sondern sie erleben sich, aus der göttlichen Lichtsphäre sich selbst entwindend ziemlich weit hinausgeschleudert in der physisch-kosmischen Welt, auf der Erde, wo *andere* Gesetze herrschen als in der rein geistigen Welt. Damit beginnt eine tragische, schmerz- und leidvolle Geschichte, deren Ausgang zunächst und lange Zeit ungewiss ist.

Sich auf Joseph Bernhart beziehend, sagt B. Claret: Des Menschen Not bestehe darin, dass er immer wieder schuldig wird und notgedrungen schuldig werden muss und nicht recht weiß, ob er einen letztgültigen Sinn und damit Erlösung finden kann (vgl. S. 79). Doch, wenn das sogenannte Christusereignis ins Spiel kommt, wenn die in Christus fassbar gewordene göttliche Liebe die „Mächte und Gewalten“ dieser kosmischen Welt bezwingt und die „Dämonie der geschöpflichen, menschlichen Freiheit“ (Bernhart) in die richtige Richtung lenkt, dann erst eröffnet sich ein lichtvoller Horizont für den einzelnen Menschen, sofern er sich selbst bereitet, sich der in Christus inkarnierten Liebe hinzugeben. Bernhart zufolge, schreibt Claret, ist nicht das Mysterium der Bosheit [nicht das *mysterium iniquitatis*], sondern die Freiheit „das letzte und eigentliche Mysterium“ (S. 179). Und weiter: „Es gibt, wie ich [Bernhart] früh schon einsah, überhaupt nur Selbstbestimmung. Denn auch die Anerkennung und Befolgung jedweden Gebots irgendeiner Autorität hängt am Ende doch einzig und allein vom Ja oder Nein meines Willens ab“ (S. 180). Und Claret konkludiert: „Das Geschehen der Geschichte ist das Geschehen der Freiheit“ (ebd.) bzw. vieler Freiheiten, die ineinander verschränkt und miteinander verzahnt sind. Freilich: In dieser Geschichte mischt auch die *göttliche* Freiheit mit, die im Kind [im spirituellen Sinne des Wortes] ermöglicht, „das unverdorbene Gottesbild“ erlebend zu schauen (vgl. S. 190). Darum habe Jesus gesagt, der Mensch müsse wieder ein Kind werden, damit er eingehen könne in das Himmelreich. Für Bernhart sind Kinder „die noch nicht verformten und in ihrem Innenleben noch nicht verunstalteten Menschen, so wie sie von Gott her ursprünglich gemeint sind“ (S. 190), schreibt Claret.

Im zweiten Teil seiner äußerst dokumentierten, die theologische Fachliteratur berücksichtigenden Habilitationsschrift (S. 304–414), „Reprise“ genannt, will Claret einen eigenen Denkversuch über die Frage wagen: „War-

um schafft Gott diese Welt? Warum nimmt Gott fürchterliche Umwege in Kauf, um den Menschen auf diesem Weg und als Teil der Evolution zu schaffen, und um den Menschen selbst Geschichte schreiben zu lassen?“ (S. 306). Er wolle sich bei diesem Versuch eng an Bernhart halten, dessen Theologie erlaube, sogenannte „Aporie-Erfahrungen bis an die Schmerzgrenze wahrzunehmen, und Ambivalenz zu tolerieren, ohne den christlichen Gottesgedanken zu verraten“ (S. 306f.), schreibt Claret. Er plädiert für den Verzicht auf schnelle Lösungen, für den Verzicht auf die Siegermentalität und indirekt für den Verzicht auf ein Bild der „ecclesia triumphans“. Nach Auschwitz [und man muss hinzusetzen: nach Hiroshima] könne es im 21. Jahrhundert nicht mehr darum gehen, die dunklen, der Vernunft sich nicht ergebenden Seiten der Wirklichkeit zu vernachlässigen, sondern man müsse diese theologisch aufgreifen, aufarbeiten und mit der Aporie leben lernen, ohne eine endgültige Lösung auf die Frage „*Aber warum so, warum nicht anders?*“ zu finden. Um die These vom Tragischen in der Schöpfung zu unterstreichen, geht Bernd Claret auf weitere Phänomene ein wie: der tragische Hiatus zwischen Gedanken und Ausführung [kaum oder niemals gelingt es einem Menschen, einen vollkommenen Gedanken vollkommen zu formulieren]. Oder: der ewige Bankrott der Ideale [im Bereich des sittlichen Handelns gibt es kaum reine Vollkommenheit, eine menschengemäße Ethik wird hier gefordert]. Oder: der *konkrete* Lebensvollzug erfordert immer, Partei zu ergreifen – bisweilen geradezu auf eine tragische Weise [man widmet sich gerade einem geliebten Menschen, und gleichzeitig vernachlässigt man einen anderen, ebenfalls geliebten Menschen, der sich plötzlich ausgeschlossen fühlt]. Oder: Leben heißt werten – bisweilen geradezu auf eine tragische Weise. Auf vielen Seiten (310–334) legt Claret mit diesen und weiteren Beispielen dar, wie wir Menschen [mit den Worten des Rezensenten ausgedrückt] immer wieder „Trugwelten“ und „Scheinrealitäten“ nachlaufen, und diese zugleich als Wirklichkeit zu erkennen meinen, um irgendwann aufzuwachen aus der tragischen Enttäuschung. Die Dämonien der Diktaturen des 20. Jahrhunderts (Faschismus, Nationalsozialismus und Kommunismus) lassen die Redeweise durchaus als begründet empfinden, die da lautet: Oft sind wir von einem „Bann des Bösen“ in einer physisch-sinnlichen und irdisch-materiellen Welt so sehr fasziniert, dass wir wännen, glauben und uns einbilden, das *Naturgegebene* sei zugleich auch das *Naturnotwendige* (vgl. S. 333). Auf die Frage, warum lässt uns Gottes Liebe leiden (G. Greshake und J. Bernhart) und warum Gott diese Welt so miserabel gemacht hat, versucht Claret folgende Antworten zu geben [hier in dichter Zusammenfassung zitiert]:

Gottes Allmacht offenbart sich am höchsten in seinem Erbarmen und das zeigt sich darin, dass das göttliche Erbarmen sozusagen garantiert, dass sich das menschliche Wesen in seinem Freiheitsvollzug nicht selbst definitiv ruinieren kann. Bei radikaler Autonomie gegenüber dem Göttlichen, habe Gott sozusagen immer die Möglichkeit, „zu Gunsten“ des Menschen auf dessen Freiheitsvollzüge noch einmal einzuwirken (vgl. S. 356). Obwohl der Mensch Gott in einem radikal echten Sinne „die Stirn bieten“ [Gott gegenüber „nein“ sagen] kann, bedeutet diese seine radikale Freiheit nicht das „absolute Neinsagenkönnen“, da der Mensch, als *creatura*, immer auf der Ebene einer „schlechten Unendlichkeit von Freiheit“ (Hegel) bleibt, eingebettet in das von vielfältigen Faktoren bedingte Gefüge der Evolution, in Schranken verwiesen durch seinen physischen Leib und durch die Freiheiten der anderen. Trotz des göttlichen Schattens der Schöpfung, und über die radikale menschliche Freiheit hinaus, welche grauenvolle Zerstörungen und Leid der Unschuldigen zu generieren vermag, bleibt Gott letztlich „die entscheidende Lebensmacht“, die letzten Endes „alles bestimmt, was geschieht“ (S. 365). Claret, der in seiner Dissertation 1997 über das Böse viel Bemerkenswertes geschrieben hat [vgl. Geheimnis des Bösen. Zur Diskussion um den Teufel, Innsbruck-Wien 1997], ist überzeugt, dass die wirklich befreiende, letzte und erlösende Antwort auf all die Fragen, Gott selbst vorbehalten bleibe, der die voll befriedigende Antwort allein zu *geben* vermag – „am Ende der Zeit“ (S. 382). Was es aber in der Zeit, während der irdischen Geschichte dennoch immer wieder zu versuchen gilt, nämlich anfänglich brauchbare Antworten auf die quälenden, existenziellen Fragen des menschlichen Daseins zu geben, das muss unbedingt versucht werden, wie dies Joseph Bernhart uns vorexerziert hat, indem er den Satz prägte: „Das hellste Licht auf unserem wetterschweren Gang durch dieses Dasein bleibt die Finsternis von Golgatha“ (S. 382). Und Claret selbst fügt hinzu: „Alle theologischen Bemühungen können von daher gesehen nur in den Hinweis münden, *den Gekreuzigten als Gottes leibhaftiges Versprechen (anbetend) in den Blick zu nehmen und von ihm her eine ganz persönliche Antwort für das eigene Leben auf die eigenen leidvollen Fragen zu erwarten*“ (S. 383).

Der Rezensent ergänzt aus seiner persönlichen Sicht, dass „Das Mysterium von Golgatha“ [ein zu diesem ganzen Thema passendes geistig inspiriertes Werk von Bô Yin Râ], als geistige Offenbarung über „Finsternis und Licht der göttlichen Liebe“ zugleich, noch weiter führende Impulse der Erkenntnis zum Gesamthema dieser Habilitationsschrift bietet. Diese aber bleibt ein hochkarätiges Produkt des schöpferisch-theologischen Den-

kens im Kontext der christlich-abendländischen Weltsicht. Umfassend und sehr kenntnisreich ist die verwendete theologische und philosophische Fachliteratur zu nennen, ebenso die äußerst differenzierten Fußnoten zu den verschiedenen Aspekten des Gesamtthemas. Der Schlussteil erscheint als ein gesonderter Beitrag: „Joseph Bernharts umwegige Biographie gibt zu denken“ (S. 391–411), aus dem der Leser viele interessante, bedenkenswerte und wertvolle Details über den Werdegang von Bernhart erfährt, z.B., dass er nicht nur ein Universalgelehrter war, sondern, dass er seine Ehe mit Elisabeth Nieland (1882–1943) durch und durch glücklich und harmonisch erlebt hatte, und dass seine eigene Biographie recht tief sein theologisches Denken inspirierte und prägte. Wer sich die Mühe nimmt, dieses reife Buch von Bernd Claret (Jahrgang 1963, Professor für Fundamentaltheologie und Dogmatik an der Universität Koblenz-Landau) langsam studierend und aufmerksam zu lesen und zu erfühlen, der wird sehr reich beschenkt. Hier schreibt nicht nur ein scharf und sensibel Denker, sondern auch ein Vater von drei Kindern, dem das „Mysterium des Kindes“, das wir retten müssen, „damit wir uns selbst noch retten“ (J. Bernhart), aus eigener existenziellen Erfahrung zum Empfindungsgut geworden ist. Und nur wer zutiefst empfinden kann, wird irgendwann zum Finder. Und darauf kommt es an. (Otto Zsok)

Annerose Cornell, *Sinn oder Konsum? Die Wiederentdeckung der menschlichen Würde im Bildungswesen*, St. Ottilien 2011, 209 Seiten, 16,90 Euro

Die 1947 geborene Autorin hat in Würzburg, Paris und München Anglistik, Romanistik und Philosophie studiert. Sie arbeitete von 1976 bis 2007 als Lehrerin für Englisch, Französisch und Theaterpädagogik an einer bayerischen Realschule. Nach Absolvierung der Ausbildung in Logotherapie am Süddeutschen Institut für Logotherapie und Existenzanalyse in Fürstfeldbruck, die für sie neue Sinnperspektiven eröffnete, entschied sie sich, dieses bemerkenswerte Buch zu schreiben, in dem sie 30 Jahre Erfahrung als Lehrerin im Lichte der sinnorientierten Logotherapie reflektiert. A. Cornell legt einen pädagogischen Ansatz vor, dessen Wert sofort einleuchtet, wenn man das Buch zu Ende gelesen hat.

Im Ersten Teil (mit 7 Kapiteln) skizziert sie zunächst das Menschenbild Viktor E. Frankls, reflektiert über das natürliche Lernen in sensitiven Phasen, um dann die Themen Lebensgefühl an Schulen, Was ist Erziehung, Existenzanalyse in der Bildung junger Menschen, Lernen durch Tun, Das

neue Lehrerbild zu entfalten. Dabei erweist sich A. Cornell nicht nur als Kennerin der Fachliteratur, sondern als Innovatorin mit „Esprit“. Sie habe erfahren, heißt es, „dass die Grundstimmung [in der Schule] darin besteht, das Lernen als unerfreuliche Notwendigkeit schnellstens hinter sich zu bringen, um dann Zeit für das, was wirklich zählt, nämlich die Freizeit, zu haben“ (S. 16). Zwar sei ein durchorganisierter Lehrplan wahrscheinlich unvermeidbar, doch sollten bei den Schülern Frei-Willigkeit, Gefühl für die eigene Bestimmung und damit auch ein Sinngefühl gefördert bzw. ermöglicht werden. Denn auch hier gilt: Nur wenn ein Mensch sich *innerlich beteiligt* und gemeint fühle, sei er zu großem Einsatz bereit. Cornell zufolge sei „Bewusstmachung der Freiheit und Erziehung zur Freiheit unsere Aufgabe als Pädagogen“ (S. 18), wobei sie Freiheit immer mit Verantwortung verkoppelt versteht.

Die Frage des Schülers, *wozu* das alles lernen, lässt in Bezug auf den Schulalltag erkennen, dass es nicht primär darauf ankommt, immer atemberaubend spannende Beschäftigungen zu haben, „sondern dass ein Sinn darin gesehen wird, womit man sich so viel in der eigenen Lebenszeit beschäftigt“ (S. 20). Mehr Sinn entdecken helfen, und den eigenen Wert in dem Ganzen [in unserem Schulsystem] erfüllen lernen, das wären Cornell zufolge die eigentlichen Motive für die Schüler. Hier bringt die Autorin nicht nur Frankl ins Spiel, sondern bezieht sich auf neuere neurobiologische Forschungen, vor allem auf Kerngedanken von Joachim Bauer (in: „Das Prinzip Menschlichkeit“, Hamburg 2007). Letzterer schreibt zutreffend: „Das Bemühen des Menschen, als Person gesehen zu werden, steht noch über dem, was landläufig als Selbsterhaltungstrieb bezeichnet wird“ (S. 31). Schüler, junge Menschen generell, wollen als *Personen* gesehen und anerkannt werden und nicht nur als „Teile eines Systems, die Leistung bringen müssen“, damit sie die ausreichenden Punkte bekommen. Auch Schüler fragen: Was soll das Ganze? Wofür soll ich leben, mich einsetzen? Und wenn sie, nach angemessener Anleitung, die Faszination einer neuen Tätigkeit, auch die des Lernens, entdeckt haben, bleiben sie dabei und erleben Sinn – durch Realisierung von schöpferischen Werten. Wir sollten Kinder von Anfang an staunend begleiten und ihnen das Keimen und Wachsen eines Urvertrauens ermöglichen, betont A. Cornell, die auch Mutter von zwei erwachsenen Kindern ist. In Anlehnung an Maria Montessori (1870–1952) bejaht Cornell den Leitsatz: „Hilf mir, es selbst zu tun, hilf mir, selbst zu werden“ (S. 45). Dabei dürften weder Angst noch Noten noch materielle Belohnung im Vordergrund stehen [siehe die Untersuchungen von Nicola Baumann an der Universität Trier], denn das Gerechte in der

Erziehung und Pädagogik bestehe darin, „jeden mit gleichem Ernst und Respekt zu behandeln, und dabei die unterschiedlichen Bedingungen [wohl auch Charaktere und Begabungen] zu berücksichtigen“ (S. 48). Die darauf folgende Tiergeschichte, „die unter Erziehern schon seit Jahren die Runde macht“, bringe zwar alle zum Lachen, aber es werde nichts unternommen, um das zu ändern, was geändert werden sollte, schreibt A. Cornell. So fördern die meisten Schulen bis heute ziemlich einseitig „linkshirnige“ Tätigkeiten [verbale, analytische, beurteilende, zerlegende Fähigkeiten], während musische Fächer, welche das Seelische, das Emotionale, das Gefühlsmäßige in uns bilden, auf der Strecke bleiben. Wenn sie dennoch ernst genommen werden [was je nach Schule mal mehr, mal weniger der Fall ist], dann dürfen diese Fächer [Musik, Religion, Kunst, Sport], „in denen es um *intuitive* und *kreative* Fähigkeiten geht, nicht mit Noten bewertet werden, damit diese nicht die Spontaneität und intuitive Kraft [in den Schülern] blockieren können“ (S. 53). Die Autorin schildert hier, auch durch Fallgeschichten (S. 57f.), sowohl die Situation der Lehrer, die ständig „andere bewerten müssen“, als auch die Situation der Schüler, von denen nicht wenige schon mit 12 und 14 Jahren unter Depressionen leiden, wobei diese Depressionen vielfach mit Leistungsdruck zu tun haben. Cornell zufolge sei es nutzlos, „immer mehr Reformen auf den Weg zu bringen“, mit noch mehr Reglementierungen und Evaluationen, wobei der einzelne Mensch weiterhin und noch mehr „in die Zange der anonymen Bewertung genommen wird“ (S. 64). Nach Meinung einer Politikerin, die Cornell hier zitiert, haben wir ein Schulsystem, „das krank ist und krank macht“ (S. 65). Drastisch und pessimistisch klingt solch eine Aussage aus dem Munde einer Politikerin, doch auch im Rezensenten verdichtet sich seit 30 Jahren der Eindruck, dass das Schulwesen in Deutschland hyperreglementiert und fast „zu Tode“ reguliert wird. Nicht die Lehrpläne an sich stellen das Problem dar, sondern die einseitige Ausrichtung auf intellektuelle Leistung, so die Grundthese des Buches. In Worten des Rezensenten formuliert: Es fehlt in unserem Bildungssystem generell und vielfach eine tiefe Seelenempfindung und Seelenkultur. Es herrscht reine Kopfenergie, da man noch nicht realisiert hat, was Frankl so ausgedrückt hat: Das Gefühl [des Herzens] könne viel feinfühler sein als der Verstand scharfsinnig.

Was können wir aber tun, um wirkliche, qualitative Veränderung in der Schulbildung herbeizuführen? Stichwortartig sei das von der Autorin Gemeinte aufgezählt. Bildung ereigne sich durch Beziehung, denn, wie schon Martin Buber sagte, „alles wirkliche Leben ist Begegnung, und der Mensch wird am Du zum Ich“ (S. 68). Sache der Lehrer sei es, *Vertrauensvorschluss*

zu gewähren und eine Basis des Vertrauens zu schaffen. Ebenso ist der *aufmerksame Blick* des Lehrers auf den Schüler wichtig, um die versteckten Begabungen in den Einzelnen zu erkennen und zu fördern. Cornell: „Oft habe ich erst durch die völlig andere Arbeitsweise in der Theater-AG gemerkt, was in einer sonst völlig unscheinbaren Schülerin an wunderbaren Begabungen steckte. Auch habe ich von etlichen Fällen von Zweisprachigkeit gehört, wo zum Beispiel der Schüler oder die Schülerin schon Englisch oder Französisch als Mutter- oder Vatersprache konnte, was der die Sprache unterrichtende Lehrer aber gar nicht bemerkt hatte“ (S. 69). *Respekt und positive Verstärkung*, die Jugendlichen beim Namen nennen, Kultur der gewaltfreien Kommunikation (nach M. Rosenberg), Beachtung des spezifisch Geschlechtlichen und einiges mehr sind weitere Stichworte, die A. Cornell zufolge neue Horizonte in der Schulbildung öffnen können, so, dass unser Schulsystem besser wird. Im 4. Kapitel „Was ist Erziehung?“ geht die Autorin auf die hohe Bedeutung des sinn- und werteorientierten Menschenbildes nach Frankl für Schule und Unterricht ein und hebt hervor, wie sehr Religions- und Ethikunterricht die sogenannte Herzens- und Gewissensbildung fördern können. Dass hier der Wertimagination, den Weisheitsgeschichten und den Symbolen eine eminente Rolle zukommt, wird besonders betont (vgl. S. 90ff.). Lao Tse, Sokrates und Goethe werden zitiert und man merkt, wie leidenschaftlich A. Cornell sich für eine neue Dimension der Schulbildung einsetzt, in der dem Willen zum Sinn, dem Geistigen und der Liebe zum Leben ausreichend „Platz“ und Wirkungsweite eingeräumt werden. Elemente der Theaterpädagogik, des Fremdsprachenunterrichts, der Musik und des kreativen Schreibens werden praktisch und durch anschauliche Beispiele erörtert (S. 110–143). Man spürt hinter den Zeilen die reiche Erfahrung einer Lehrerin, die weiß, wovon sie redet.

Im Zweiten Teil des Buches (Kapitel 8 und 9) geht es um „Sinnseelsorge in der Bildung junger Menschen“ (S. 159–187) und zuletzt um „Sinn oder Konsum?“ (S. 188–190). Manche Einseitigkeiten der Wirtschaftsgesellschaft werden unter die Lupe genommen und das anthropologische Grund-Datum „Sehnsucht nach Sinnerfüllung“ aus der Sicht der Sinnseelsorge (vgl. dazu das gleichlautende Buch von Stephan Neufanger und Otto Zsok, EOS Verlag 2009) wird feinfühlig und nachvollziehbar dargelegt. A. Cornell reflektiert kritisch, aber ihre Kritik ist konstruktiv. Sie will Wachstum und technische Fortschritte nicht verteufeln, sagt aber deutlich, dass „auch geistiger Fortschritt des Menschen möglich [und wohl auch Notwendig] ist“ (S. 189), denn auch andere Werte, die nicht auf Ausbeutung, Produktion und Verbrauch gerichtet sind, können wir gut gebrauchen. Gemeint

sind solche Werte, die auf Erhalt und Verbindung zum Ganzen abzielen. Hier komme auch der Philosophie große Bedeutung zu, denn sie gehöre als Unterrichtsfach in alle Jahrgangsstufen, und unterstütze wunderbar das sinn-suchende Lernen, sagt A. Cornell (S. 186). Es stimmt einfach nicht, dass man nur dann „jemand“ ist, wenn man beim Konsum, mithalten kann. Als ein Jemand erweist sich der [junge] Mensch, wenn er mit Mut, schöpferischer Phantasie und Entschlusskraft sich einbringt, um ein Stück dieser Welt schön und sinnvoll zu gestalten. Die Schulbildung hat letztlich die Aufgabe, in den jungen Menschen ein waches Bewusstsein zu erwecken für das, „was uns Menschen wirklich ausmacht und ausfüllt“ (S. 188).

In der „Fotodokumentation Theaterspiel“ bekommt man optische Eindrücke aus der Praxis einer Lehrerin, die mit den Schülern viele Theaterstücke eingeübt und vorgeführt hat, und die in diesem Buch einer elementaren Frage nachgeht: „Können wir mit einer Einstellungsveränderung, einem anderen [würdigen] Menschenbild der uns anvertrauten jungen Menschen ein besseres und den Menschen gerechter werdendes Lernen erreichen?“ Und die Autorin sagt: Ja, durch eine „Veränderung von Innen“ (S. 13). In vielen Variationen und in Verknüpfung mit Grundthemen des Schulalltags konkretisiert sie ihre Antworten, die kohärent begründet sind und durch konkrete Fallbeispiele veranschaulicht werden. Das optisch schön gestaltete Taschenbuch der Autorin, die in Andechs am Ammersee lebt, darf mit vielen guten Gründen allen, die mit Bildung in der Schule im weitesten Sinn zu tun haben, als Pflichtlektüre empfohlen werden. Und nach früheren Büchern von Wolfram Kurz und Karlheinz Biller [aus den 1990er Jahren], die ebenfalls das Pädagogische vor Augen halten und vom Geist der Logotherapie durchdrungen sind, ist dieses Buch von Annerose Cornell ein logotherapeutisches Novum. (Otto Zsok)

Bernhard A. Grimm, *In den Armen des Lebens. Reflexionen zum Menschsein*, Berlin 2012, 400 Seiten, 19,90 Euro

Der heute in Scheyarn lebende Autor wurde im Juni 1942 in der Nähe von Aalen (Württemberg) geboren. Nach seinem Abitur trat er 1962 in den Orden der Pallottiner ein (in Untermerzsbach bei Bamberg). 1968 wurde er zum Priester geweiht. Nach Studium der Philosophie und Theologie studierte er noch Altertumswissenschaft (Klassische Philologie, Archäologie und Alte Geschichte) an der Ludwig-Maximilians-Universität in München und wurde dort 1974 promoviert mit der Arbeit „Untersuchungen zur so-

zialen Stellung der frühen Christen in der Römischen Gesellschaft.“ Anschließend war er vier Jahre wissenschaftlicher Assistent für Lehre und Forschung am Institut für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Christliche Archäologie der Universität München. 1977 heiratet er und lässt sich laisieren. Von 1980 bis 1988 arbeitet er als Führungskraft im Management eines mittelständischen Unternehmens in Pfaffenhofen/Ilm. Danach bis heute ist Bernhard A. Grimm als selbständiger Seminarleiter, Coach und Dozent tätig, mit den Schwerpunkten: ethische Themen und Wirtschaft sowie psychologische Themen und wertorientierte Persönlichkeitsbildung auf der Basis der Logotherapie und Existenzanalyse. Als Sachbuchautor hat er mehrere, tiefeschürfende Bücher geschrieben, die eine wohltuende abendländisch-humanistische Atmosphäre ausstrahlen, so dass man, sofern man gerne liest, richtig Lust hat, immer wieder weiter zu lesen und das lateinische sowie griechische Element der Bücher zu genießen.

Im Mai 2012 erschien schließlich jenes Buch, das hier rezensiert werden soll. Der Rezensent gibt gerne zu, dass er den Autor mehrmals gehört hat, als er zu Themen der Wirtschaftsethik referierte und in einer sehr gesammelten Art aus dem abendländischen Fundus schöpfend die alte Tugendlehre (Aristoteles und Thomas von Aquin), aber auch neuere philosophische Konzepte mit den heutigen Herausforderungen unseres Lebens scharfsinnig und feinfühlig verknüpfte. Und diese originelle Verbindung kehrt hier wieder, wobei die Themen des Buches breiter angelegt sind, zurück.

Man kann es nicht ohne Berührung lesen, dass der Autor dieses Buch indirekt, aber auch direkt seiner Frau widmet, mit der er 33 Jahre verheiratet war und die im Juni 2010 „ins Ewige Licht übergegangen ist“, wie der Autor dem Rezensenten schrieb. Es handelt sich um philosophische (aber nicht abstrakte, sondern sehr konkrete und existenzielle) Reflexionen zum Menschsein. Nach dem Tode seiner Frau, schreibt der Autor, „setze ich mich auf die Terrasse und träume von einem Mädchen, das vorbei kommt und mich fragt: *Alter Mann, wozu hast du gelebt?*“ (S. 8).

Entlang dieser Frage des in der Vorstellung vorbeikommenden Mädchens entfaltet der Autor seine Antworten. Existenzerhellung und Daseinsbewältigung seien basale Taten seines Lebens. Das imaginäre Mädchen [und damit auch der Leser] müsste nach der Lektüre des Buches die Einsicht gewonnen haben: Nein, es war nicht umsonst, dass dieser Mann Bernhard A. Grimm gelebt hat. Nach der Wende von der ehelosen Lebensform eines katholischen Priesters zur Lebensform einer ehelichen Gemeinschaft mit seiner Frau hat der Autor existenziell erfahren, was er zuvor nur aus den Büchern wusste, nämlich, (Zitat): „*Ein Mensch allein ist noch kein*

Mensch – der Mensch braucht das DU, um zu seinem ICH zu finden – er will beantwortet werden. Ein fürwahr herrliches und mustergültiges Bild bietet sich mir an, wenn ich den Weg andeuten will, wie aus dem DU und ICH ein WIR zu entstehen vermag, nämlich das der BRÜCKE. Die Brücke verbindet und eint – sie spannt sich von einem Pol zum anderen, sie überwindet die Distanz von ursprünglich Fremdem, das bislang noch kontaktlos vor sich hin existierte. Beton und Eisen überspannen Schluchten und Abgründe – LIEBE schlägt eine Brücke vom einen zum anderen, vom Ich zum Du, und dies all überall dort, wo sich Menschen nicht gleichgültig sind, sondern in Ehe oder Freundschaft aufeinander zubewegen wollen, um die Ich-Einsamkeit aufzulösen und Gemeinsamkeit, ein WIR, zu gestalten“ (S. 397). Diese Sätze [um es poetisch zu sagen] erklingen im Finale des Buches, – für die Empfindung erklingen sie in Es-Dur, wie die Tonart der *Zauberflöte* von Mozart –, wobei schon der Anfang dieses Lebens-Hilfebuches die genannte Tonart anschlägt, um wiederum bildhaft das Gemeinte auszudrücken.

In der Einleitung (S. 11–17) skizziert der Autor Grundlinien vom WIR zum ICH, verbindet das Sein des Menschen mit dem Können und dem Sollen, um dann, im Geiste Viktor Frankls, die Verantwortung als Grundfähigkeit des „homo humanus“ hervorzuheben. „Als der Mensch, der ich in meiner Einzigartigkeit und Einmaligkeit, in meiner Unvertretbarkeit und Unaustauschbarkeit bin, habe ich nicht nur zu reagieren, sondern verschiedenste Situationsgegebenheiten zu verantworten“ (S. 17), und dabei muss der Mensch Spielregeln beachten, damit er und die Mitmenschen in Freiheit, in Frieden und in Würde das Spiel des Lebens miteinander gestalten.

Im Ersten Kapitel (S. 18–99) wird unser Leben als ein buntfarbenedes Mosaik charakterisiert, als Gefragtsein, als Zeichnen ohne Radiergummi. Bernhard A. Grimm schreibt: „Immer schon hat mich die Geschichte um das Schiff ‚Leviathan‘ fasziniert, das mit einem zu lebenslänglicher Haft verurteilten Farbigen an Bord zu den Teufelsinseln unterwegs war. Ein Brand brach aus, und in der Not der Situation wurde der Farbige von seinen Hand- und Fußfesseln befreit – er beteiligte sich an den Rettungsarbeiten und rettete zehn Menschenleben, woraufhin er später begnadigt wurde“ (S. 19). Wir wissen zwar nicht, was auf uns noch wartet, aber dass das Leben etwas von uns erwartet, das ahnen wir sehr wohl, gerade in der Krise. In Anlehnung an Viktor Frankl, den der Autor öfters zitiert [wie er auch auf die Bücher von Elisabeth Lukas mehrmals Bezug nimmt], hält er fest: Leben heißt, nach dem Prinzip des Antwortens zu agieren. *Respondeo*

ergo sum = ich antworte, also bin ich; oder besser: ich bin, insoweit ich antworte. Der Mensch als antwortendes Tier? (S. 21) Ja, wenn man hinzufügt: Wenn das Tier antwortet, ist es kein Tier mehr, sondern ein Mensch, der als ein „in Resonanz stehendes Wesen“, verantwortlich wird für seine Taten (vgl. S. 27). Das Bild des Menschen glänzt in der Selbsttranszendenz auf ein „Du“, auf die Mit- und Umwelt, und Persönlichkeiten wie Albert Schweitzer, Martin Buber, Karl Jaspers und Viktor Frankl dürfen als leuchtende Vorbilder gelten. Die Genannten haben in ihrem Menschenbild der Selbsttranszendenz eine zentrale Position eingeräumt, so der Autor. Gegenüber dem missverstandenen Konzept der Selbstverwirklichung deutet er an, auch der Lustmörder und Tierquäler würden [von Fall zu Fall] mit der Freiheit zur Selbstverwirklichung argumentieren. Übersteigerte Betonung von Eigeninteressen, das Streben von vermeintlicher Selbstverwirklichung in Familien sowie bestimmte Aspekte einer exzessiven Emanzipationsbewegung sind nur einige Beispiele dafür, dass das humane Leben eine der „Ego-zentrik“ entgegenlaufende Bewegung, nämlich eine selbsttranszendente Bewegung ist (vgl. S. 35f.). Fazit des Autors: „Ich halte die Selbsttranszendenz für wahr für das humanste und edelste Charakteristikum des Menschengeschlechtes überhaupt, ganz abgesehen davon, dass sie auch therapeutisch sehr ergiebig ist, und dies empirisch nachweisbar“ (S. 39). Und ebendort fügt der Autor hinzu: Es sei direkt Bosheit, Blasphemie und Hohn, wenn jüngst ein referierender Kollege vor versammeltem Publikum auf einer Tagung mit makabrem Wortspiel sagte: „Wer selbst-los ist, ist sein Selbst auch bald los.“ Zwar mag dies bombastisch gut klingen, aber: „Man kann diesem Menschen nur wünschen, er möge nie in eine Lebenssituation geraten, in der er den Beistand von jemandem braucht, der selbst-los genug ist, ihm diesen Beistand zu gewähren“ (S. 39). In Form einer Zwischenbemerkung kann man sagen: Gerne und oft wird auch der Satz „der Weg ist mein Ziel“ von gar nicht so wenigen Zeitgenossen wiederholt, doch auch hier ist der plausible Klang trügerisch. Denn, wer sucht, der soll irgendwann finden, und wer einen Weg geht [erwandert], soll irgendwann zum Ziel kommen. Der Weg ist eben nicht einfachhin das Ziel. Im Zweiten Kapitel (S. 99–168) begegnet uns der Mensch als ein zeitliches Wesen und damit eine Philosophie der Zeit, wobei der Kernsatz hier der folgende sein dürfte: Die Zeit ist unumkehrbar, sie drängt unabänderlich in eine Richtung, und das bedeutet, dass wir ständig altern und nie wieder jung werden. Diesem sinngemäß zitierten Satz folgt ein weiterer, mit dem der Rezensent in eine kleine Diskussion mit dem Autor eintreten möchte. Bernhard A. Grimm schreibt: „Die menschliche Existenz selbst ist zeitlich

verfasst und das bedeutet, dass sie ausgespannt ist zwischen Geburt und Tod, zwischen Sein und Nicht-Sein“ (S. 102). Zwar stimmt der Satz in seiner grundsätzlichen Aussageabsicht, und doch, so meint der Rezensent, müsste und sollte der Satz so formuliert werden: ... und das bedeutet, dass die menschliche Existenz ausgespannt ist zwischen Geburt und Tod, zwischen Sein und Nicht-mehr-in-der-Zeit-Sein. Nicht nur im Lichte einer höheren Offenbarung [sofern man daran glauben kann], sondern auch im Licht der Philosophie eines Sören Kierkegaard ist des Menschen Existenz auf die Transzendenz ausgerichtet und nur von der Transzendenz her nachvollziehbar, während der Begriff „Dasein“ in der Tat das zeitlich verfasste Leben in dieser physisch-sinnlichen Welt zur Sprache bringt. Darüber hinaus sind die vom Autor prägnant formulierte Impulse zur Lebenshilfe sehr wertvoll. Seneca, Hegel und Albert Einstein werden zitiert, die Bedeutung des Jetzt wird herausgearbeitet und therapeutische wie spirituelle Übungen werden dargelegt, die ein Ziel haben: lernen, die unsagbare Kostbarkeit der Zeit zu schätzen. Dazu gehört, u.a., dass der Mensch während seiner irdischen Lebenszeit die Dankbarkeit und das Verzeihen lernen soll. Gewiss ist Verzeihen mitunter sehr schwer, und es kann letztlich nur als ein „Tun der Liebe“ (Kierkegaard) gelingen (vgl. S. 114). Der Gedanke vom „Optimismus der Vergangenheit“ (Viktor Frankl) wird ins Spiel gebracht und damit die Idee der Nichtvergänglichkeit unseres Tuns, die, wie der Autor zeigt, schon bei dem römischen Satiriker Titus Petronius [der ein Zeitgenosse von Seneca war] zu finden ist, der schrieb: *„Pervixi – neque enim fortuna malignior umquam / eripiet nobis quod prior hora dedit“*, das heißt (in der freien Übersetzung Grimms): „Ich habe mein Leben zur Gänze gelebt – und kein noch so schlimmes Schicksal kann entreißen, was eine frühere Stunde uns gab“ (S. 167).

Im Dritten Kapitel (S. 169–284) stehen die Begriffe Sinn, Wert und Wandel im Mittelpunkt der Erörterung. Nicht nur Frankl, sondern auch Heraklit und Nikolaus Cusanus werden zitiert. Wer sich in dieses Kapitel vertieft, wird sich bereichert fühlen sowohl durch tiefen Einsichten der Philosophie wie der praktischen Lebensgestaltung. Für Menschen, die immer nur Harmonie suchen, mehr oder weniger „harmoniesüchtig“ sind, gibt der Autor zu bedenken: „Die Harmonie ist nicht das Aufhören des Gegensatzes, sie ist eine Spannung, bei der keines der beiden Elemente endgültig den Sieg davonträgt, sondern beide notwendigerweise in Wirksamkeit bleiben“ (S. 180). Auch eine dichte Lehre der Polarität, der bipolaren Verfasstheit der Wirklichkeit kann man hier lesen. Theologisches, Philosophisches und Psychologisches fließen zusammen, und für die Willensfreiheit und

Sinnorientiertheit des Menschen wird leidenschaftlich und dennoch sehr klar Stellung bezogen. Der Mensch als „homo viator“, als ein auf einem Weg wanderndes Wesen lebt aus der Hoffnung und mit Bezug auf den Sinn des Augenblicks, wohl wissend [oder zumindest ahnend], dass sein Weg eine *Richtung* hat (vgl. S. 190).

Im Vierten Kapitel (S. 285–396) geht es um Sterben und Tod, um Leben als Abschiednehmen, um Unsterblichkeit und Nahtoderfahrungen, aber auch um sehr persönliche Erlebnisse des Autors, die ihm „geschenkt“ wurden, als er seine kranke Frau einige Monate lang begleiten durfte aus dem Leben im Diesseits bis zur Grenze zum Jenseits. Für den Rezensenten entfalten sich auf diesen Seiten des Buches Geistesblitze sowie Lebens- und Seelenerfahrungen eines Menschen, der von sich sagen kann: „Hinsichtlich meiner eigenen Unsterblichkeit als fundamental geistigem Wesen bin ich frei von jeglicher Skepsis, Gottlob (!), und das freut mich sehr, auch schon deshalb, weil ich meine Frau dort [im Jenseits, im Reich des Ewigen Lichtes] ‚wissen‘ darf. Jedenfalls ist für mich der permanente rationale und emotionale Umgang und die stete gedankliche Konfrontation mit Sterben und Tod ein ganz, ganz wichtiger Faktor für die Spiritualität im Alltag“ (S. 306). So kann der Autor auch dem Spruch Stefan Zweigs aus *Herzen zustimmen*, der da lautet: „Niemand ist fort, den man liebt. Liebe ist ewige Gegenwart“ (S. 307). Neben der aktuellen Literatur zum Thema „Nahtoderfahrungen“, die der Autor zitiert, findet man auch einige Sätze Immanuel Kants, die wahrhaftig erstaunlich sind. Kant schreibt:

„Der Anfang des Lebens ist die Geburt; dieses ist aber nicht der Anfang der Seele, sondern des Menschen. – Das Ende des Lebens ist der Tod; dieses ist aber nicht das Ende des Lebens der Seele, sondern des Menschen“ (S. 305). Und Bernhard A. Grimm fügt hinzu: „Geburt, Leben und Tod sind also nur Zustände der Seele“ (S. 305). Dass Menschen den Tod „feiern“ können, bezeugt der Autor auf den Seiten seines Buches (S. 309–323), welche den Abschied von seiner geliebten Frau eindrucksvoll schildern. Er selbst hielt die Abschiedsrede am Grab, – eine Rede voller Hoffnung, Trauer und auch Dankbarkeit. Letztere war sehr wichtig, denn seine Frau sei ein „sehr kostbarer Juwel“ gewesen (S. 315), eine mit den Anderen mitfühlende Persönlichkeit, die trotz Krankheiten und Leid ihr Leben „mit bewundernswerter Disziplin und Selbstbestimmtheit gemeistert“ habe (S. 314). Liest man diesen Teil des Buches in Stille und mit Seelenempfindung, erfühlt man plötzlich, dass der Tod „Lehrer des Lebens“ ist; dass eine gelebte Liebe zu einem Menschen nicht aufhört, wenn der Geliebte diese Sichtbarkeit verlässt, denn, wenn „der Tod unsere Augen schließt, wir in

einem Lichte stehen [werden], von welchem unser Sonnenlicht nur der Schatten ist“ (Arthur Schopenhauer, zitiert auf S. 337). Ja, der Mensch, der einen Körper hat, „ist“ in seinem letzten Wesenskern *Geist*, und Geist ist „das Ewige im Menschen“, sagt der Autor mit dem Wertphilosophen Max Scheler (S. 374).

Jedes Kapitel dieses Buches lässt Geistiges, Wert- und Sinnvolles, aber auch Pädagogisches und Psychologisches, Logotherapeutisches und Philosophisches „sehen“, wenn der Leser sehen und erfüllen will mit den Kräften des Herzens. Vollblutskeptikern ist dieses glänzende Buch nicht zu empfehlen, aber alle, die ehrlichen Herzens suchen, werden es mit hohem Gewinn lesen, denn es ist – dem Inhalt nach – breit und tief, differenziert und reich an klaren Gedanken, kohärenten Argumenten und durchfühlten Seelenempfindungen. Bernhard A. Grimm ist zweifelsohne ein bedeutsamer Autor, auch wenn sein Name in breiten Kreisen nicht so bekannt ist wie, sagen wir, Günter Grass. Was besagt, das „berühmt bzw. bekannt“ sein und „bedeutsam“ sein Zweierlei sind. (Otto Zsok)

Wolfram Kurz, *Grundriss der Logotherapie und Existenzanalyse, und ihre Arbeitsfelder*. Verfasst und gesprochen von Wolfram Kurz, Institut für Logotherapie und Existenzanalyse Tübingen/Wien 2012, Zwei CDs, 24,- Euro

Nicht nur das Lesen, sondern auch das Zuhören kann einen Menschen bereichern und fesseln. In ruhigem Ton und in klaren, manchmal kurzen und manchmal längeren Sätzen bietet Professor W. Kurz, (Jahrgang 1943), einer der führenden Logotherapeuten in Deutschland, eine äußerst spannende, dichte und lehrreiche Einführung in die sinnzentrierte Psychotherapie nach Viktor Frankl (1905–1997). Mit Freude höre ich auf den zwei CDs, dass zwischen den deutlich artikulierten gesprochenen Sätzen klassische Musik – Joseph Haydn, wenn ich mich nicht täusche – erklingt, welche das [durch das Wort der Zunge] Gesprochene für die seelische Empfindung näher bringt.

Im Ersten Teil, Arbeitsfelder der Logotherapie, geht es nach einer begrifflichen Klärung, die wirklich Klarheit bringt, um die Darlegung dessen, was des Menschen Sein in Essenz ist. Zentral sei die Erkenntnis Frankls, des Begründers der Logotherapie und Existenzanalyse, dass der Mensch in erster Linie und von seinem Ursprung her ein wert- und sinnorientiertes Wesen sei, wenn auch zu ihm Lust- und Machtstreben gehören, jedoch nur zweitrangig. Missbefindlichkeiten, Fehlverhaltensweisen

und neurotische Reaktionen manifestieren sich am Menschen dann, wenn der Wille zum Sinn auf Dauer frustriert und ein länger andauerndes existenzielles Vakuum entstanden ist. Aus dieser Grundposition heraus entfaltet Wolfram Kurz weitere Kerngedanken der Logotherapie als einer sinnzentrierten Psychotherapie, wobei er das Gelingen des Heilungsprozesses in der Hilfe zur Sinnentdeckung erblickt. Der Logotherapeut sei derjenige, der dem *homo patiens* so beisteht, dass er befähigt wird, seine ureigenen Sinnmöglichkeiten wahrzunehmen, welche in Relation zu objektiven Gegebenheiten „da draußen in der Welt“ und zu den subjektiven Fähigkeiten des Betreffenden stehen. Logotherapie erkennt den Menschen als verantwortliches und schöpferisches – weil letztlich geistig begründetes – Wesen, und zwar in den Dimensionen der Kultur, Moralität, Technik und Religion, aber auch in den Grundrelationen: – zu sich selbst, zu anderen, zur Natur, zur Kultur und Zivilisation und letztlich auch zur Transzendenz.

Im Zweiten Teil, Besonderheiten, entfaltet Wolfram Kurz in einzelnen Abschnitten die Arbeitsfelder der Logotherapie, die in der nahen und mittleren Zukunft zunehmend an Bedeutung gewinnen werde, so des Sprechers Überzeugung [die vom Rezensenten geteilt wird], weil die Sinnrealisierung in tiefer Korrespondenz steht zu echten Aufgaben in der Welt, deren Bewältigung jeden einzelnen Menschen – dort wo er lebt und wirkt – herausfordern. Gerade hier ist Logotherapie nicht nur Interaktion zwischen Patient und Therapeut [nicht nur eine Art „dolce vita“ für die Psyche], sondern sie versteht sich eingegliedert in Weltverantwortung.

Die Institute für Logotherapie und Existenzanalyse in Deutschland bilden [seit 1983 bis heute kontinuierlich!] Ärzte, Lehrer, Psychologen, Pfarrer – mittlerweile auch Manager und Führungskräfte aus der Wirtschaft – aus mit dem Ziel, der Weltverantwortung eine solide anthropologische, psychotherapeutische, pädagogische und ethische Basis zu bieten.

Im Dritten Teil der besprochenen CDs, Arbeitsfelder der Logotherapie, bekommt der Zuhörer einen guten Einblick in zehn Bereiche: (1) Logotherapie als Psychotherapie; (2) Logotherapie und Philosophie/Ethik; (3) Logotherapie und Beratung; (4) Logotherapie und Psychiatrie; (5) Logotherapie und die Arbeitswelt; (6) Logotherapie und Allgemeinpädagogik; (7) Logotherapie und Theologie; (8) Logotherapie und Religionspädagogik; (9) Logotherapie und Seelsorge und schließlich (10) Logotherapie und Allgemeine Psychotherapie.

Jeder einzelne Abschnitt ist reich an Gedanken, die kohärent und auch für den Laien gut nachvollziehbar aneinandergesetzt werden, wobei die zwischendurch erklingende Musik eine wahre Wohltat für die Seele ist, die sowohl im Wort als auch in der Musik von Haydn den „hell erklingenden Logos“ hören und vernehmen kann. Die allgemeinpädagogische wie religionspädagogische, aber auch die allgemein psychotherapeutische Bezüge der Logotherapie werden von Wolfram Kurz mit besonderer Affinität herausgearbeitet und dargelegt. Man spürt seinen pädagogischen Eros. Es wäre freilich zu viel verlangt von dieser Rezension, jeden Abschnitt, jedes Thema ausführlicher zu charakterisieren. Eher ein Gesamteindruck drängt sich dem Rezensenten auf: Diese Produktion des Instituts für Logotherapie in Tübingen eignet sich für wissenschaftliche Zwecke, für Zwecke des Unterrichts in der Ausbildung oder in Gymnasien, für Fortbildungen in Lehrer-Seminaren, aber auch für Bereicherung und Stärkung von Menschen, die sich selbst in einer Sinnkrise erleben oder einfach noch etwas Wertvolles *dazulernen* wollen.

Für meine Begriffe ist es Wolfram Kurz bestens gelungen, die Bezüge zu den einzelnen Arbeitsfeldern der Logotherapie – und überhaupt die Bedeutung der Logotherapie und Existenzanalyse für die humane Lebensqualität sowie für das Gesundheits- wie Bildungswesen im weitesten Sinne – klar und deutlich herauszuarbeiten und ebenso deutlich artikuliert zu sprechen, dass man vielen Mitmenschen nur wünschen kann, sich diesem »Hör-Erlebnis« in zwei ruhigen Stunden auszusetzen.

Es ist eine kreative Idee, nicht nur in Büchern, sondern auch auf CDs die wichtige Botschaft der Logotherapie in die Welt hineinzutransportieren. Wenn es zutrifft, dass Glauben vom „Hören kommt“, wie der Apostel Paulus sagte, dann trifft es ebenso zu, dass durch das „Sich-anhören“ dieser CDs der Hörende den Glauben an einen tieferen Sinn dieses chaotischen Lebens in sich selbst neu empfinden lernen und seinen Bildungshorizont wesentlich erweitern kann. Im Schlussteil hört man Sätze wie diese:

Das Hinfinden zur inneren Wahrheit sei wichtig. Was ein Mensch aus seinem Leben mache, müsse er verantworten, das heißt, „er muss einen überindividuellen Maßstab finden, in dessen Horizont er rechtfertigt, was er erzielt“. Und: Logotherapie wie Allgemeine Psychotherapie [ein von Klaus Grawe geprägter Begriff] sind nach wie vor dem ethischen Diskurs verpflichtet [hat doch Viktor Frankl selbst bei Max Scheler und Nicolai Hartmann eine Menge für die Psychotherapie gelernt], und das bedeutet, nicht nur dem psychologischen Maßstab der „Konsistenz“ (Grawe), son-

dern auch dem philosophischen Maßstab *der Wahrheit* zu entsprechen. Und Kurz fügt noch hinzu: Er wünsche sich, dass mehr Therapeuten in der psychotherapeutischen Szene mit ihren Patienten zu philosophieren beginnen.

Die beiden von Wolfram Kurz gestalteten CDs vom Institut für Logotherapie und Existenzanalyse Tübingen (www.logotherapie.eu) sind drei Mal hörenswert. (Otto Zsok)

Elisabeth Lukas, *Vom Sinn getragen. Ein Leben für die Logotherapie*, München 2012, 160 Seiten, 16,95 Euro

Eine Art verdichtete Lebensrückschau zu bieten und im 70. Lebensjahr den interessierten Leser an dem Reichtum eines für die Logotherapie hingebenen Lebens Anteil haben zu lassen, und zwar so, dass man als Leser Erkenntniszugewinn aus der Lektüre dieses Buches hat [obzwar man vielleicht dachte, dass man „alles“ kenne], dieses Kunststück ist Elisabeth Lukas gelungen. Ihre Sprache ist gewinnend, klar, durchfühlt, und sie zeigt sich immer wieder dankbar für all das, was ihr das vom Sinn getragene Leben bisher geschenkt hat, und was sie selbst, in Freiheit und Verantwortung, aus dem Lebensmaterial gestalten konnte. Gleich im Vorspann zum eigentlichen Text heißt es: „Mein Leben war begnadet. Ich habe seine lichten Momente genossen und bin an seinen dunklen Momenten gewachsen wie die Pflanzen im Regen. Alles ist gut, so wie es war“ (S. 9).

Dieses „Gute“ wird im Buch in Verbindung mit bisher schon publizierten Texten und manchen bisher nicht bekannten autobiographischen Elementen – authentisch, offen und immer wieder staunend – erzählt. Da ist zunächst die „Geborgene Kindheit“ (S. 11–22), die wie ein Präludium erklingt. Wenn Elisabeth Lukas über ihren Vater erzählt, der im Zweiten Weltkrieg durch besonderen Umständen überlebte, weil er geschützt war, weiß sie das Private mit Gedanken zu ergänzen, die auch für andere relevant sein können: „Oft ahnen wir nichts vom Sinn, schon gar nicht vom Sinn der ‚Dornen‘, die uns beim ‚Rosenpflücken‘ stechen, und doch kann jedes Detail aus unserem Lebenslauf zu einem bestimmten Zeitpunkt und an einem bestimmten Ort seine große Bedeutung haben; für uns und für die Gemeinschaft, der wir angehören. (...) Wir wissen nicht, wofür etwas gut ist, das mit uns geschieht, aber gut ist es zu wissen, dass alles seinen Sinn haben kann, was mit uns geschieht“ (S. 12f.). Nachdem Lukas über die Vorliebe ihrer Mutter fürs Lesen berichtete – ein Impuls, den sie für ihr

Leben mitgenommen hatte –, erzählt sie die wunderbare Geschichte „Zwei Orangen mit Langzeitwirkung“ (S. 16–20), die man, auch wenn man sie kennt, erneut mit Staunen liest, denn diese [von ihr als kleines Mädchen erlebte reale] Geschichte führte sie später, als sie als Studentin Viktor Frankl das erste Mal in der Vorlesung hörte, direkt ins Zentrum des logotherapeutischen Denkens und Empfindens. Wir lesen dann auch über die Erfahrung eines erlittenen Unrechts, und dann im Kapitel „Das Klavier: Schatz meiner Jugend“ (S. 23–31) stoßen wir auf den Lobgesang der Klavierlehrerin, die dem heranwachsenden Kind und vielen anderen Kindern das Klavierspielen und die Liebe zur Musik beigebracht hatte. Nicht nur lernte die Schülerin in der Schule fleißig, sondern auch die Kunst, auf dem Klavier zu spielen „wurde zur größten Wonne meiner Jugend“, heißt es, und dann: „Heute noch wünsche ich mir, sollte ich mein Leben dereinst in einem Pflegeheim beenden, bei den Klängen einer Klaviermusik von einer CD in eine andere Welt hinübergleiten zu dürfen“ (S. 26). Als Bemerkung sei hinzugefügt: Dem Rezensenten ist dieser wunderschöne Wunsch empfindungsmäßig präsent und man kann nur sagen, dass jeden Menschen diese Gnade geschenkt werden möge, der danach verlangt.

Über das himmlische Beschütztsein ihrer Kindheit findet die Autorin Worte der Bewunderung und des Dankes, denn mit ihren Großeltern und Eltern lebend, habe sie gelernt, in einem Team zu kooperieren, Ordnung zu halten und mit wenig Dingen glücklich zu sein. Ihr habe nichts als Kind gefehlt, „ich war rundum zufrieden und konnte meine Persönlichkeit ungehindert entfalten. Idealisier ich etwas? Ich prüfe mich streng, aber das Ergebnis lautet: Nein. Ich hatte alles, was die positive Entwicklung eines Kindes vorantreibt: die Zuwendung meiner Eltern und Großeltern in fragloser Zusammengehörigkeit, Schlichtheit und Stille, schulische Anregungen und musikalische Frühförderung, einfaches Essen, harmonische Abende, Zeit zum Denken, Fühlen, Träumen und Selbstwerden. Ich besaß zwei Röcke, eine Bluse, vier Pullover, zwei Paar Schuhe, einen Mantel, eine Mütze, ein Paar Handschuhe ... und war unsagbar reich“ (S. 27). Man halte vor Augen, dass E. Lukas hier von den Jahren 1942 bis 1960 spricht. Es waren die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, mit viel Unsicherheit und materieller Armut verbunden, wobei jene vergangene Zeit, die Nachkriegszeit, nicht zurückzuwünschen ist, bemerkt die Autorin und fügt hinzu: Was heute in den Ländern des Wohlstandes helfen könne, sei „*Stille, Stille und nochmals Stille*“, denn dies sei nötig, um Kinder aus der Reizüberflutung herauszuziehen, damit sie zu sich selbst kommen und innerlich wachsen können (vgl. S. 29).

Dass die junge E. Lukas nach der Matura „Reiseleiterin“ werden wollte, liest man in dem kurzen Abschnitt „Am ‚Nullpunkt‘ meines jungen Lebens“ (S. 30f.). Sie habe mit 20 ihren ersten Mann geheiratet, der nicht wünschte, „dass ich mit Reisegruppen ‚umherzog‘. Dafür eröffnete sich mir eine ganz unerwartete Chance: Er verdiente gut und ich konnte einige Vorlesungen an der Wiener Universität besuchen – wie schön! (...) Als ich 22 Jahre alt war, kam zu meiner großen Freude mein Sohn Walter auf die Welt. Als ich 24 Jahre alt war, verließ uns zu meinem großen Schmerz mein Mann für immer. Das war der ‚Nullpunkt‘ meines Lebens. Ich stand da mit einer mehrfach operierten Mutter, einem völlig überforderten Vater, einem 2-jährigen Buben, einem kaum begonnenen Studium, ohne finanziellen Rückhalt und (da ich ein Einzelkind von zwei Einzelkindern bin) ohne verwandtschaftlichen Rückhalt. Ach, was hat mir dieses ‚Nullpunkt-Erlebnis‘ in meiner späteren psychologischen Praxis genützt! Niemand erzähle mir etwas von Gründen zur Verzweiflung! Das Leben ist voller Überraschungen! Auch damals hielt es die grandiosen Überraschungen für mich bereit: Mit 25 Jahren sollte ich ein Begabtenstipendium erhalten, das mir die Fortsetzung meines Studiums ermöglichte, mit 26 Jahren sollte ich dem Genie Frankl begegnen und mit 28 Jahren dem Gefährten meines Lebens, Gerhard, der seitdem ohne eine Sekunde Unterbrechung treu an meiner Seite steht“ (S. 30f.).

Im dritten Kapitel, „Spannende Studienjahre“ (S. 32–41), begegnen wir der Studentin Elisabeth Lukas, die am Ende ihres Studiums den „Logo-Test“ vorlegt und in ihrer Dissertation die Richtigkeit der theoretischen Grundlagen der Logotherapie nachweist. In jener Zeit, im Mai 1970, heiratet sie Gerhard Lukas, von Beruf Pilot, und nach dem letzten Rigorosum an der Wiener Universität im Sommer 1972 zieht sie mit Mann und Sohn nach Kaiserslautern um.

„Der Ernst des Lebens beginnt“ (S. 42–58), heißt das vierte Kapitel und damit sind auch die Lehrjahre der jungen Psychologin gemeint, die fern von ihrer Heimat ihren Berufsleben beginnt. Dass sie von 1972 bis 2003 in Deutschland leben muss, hätte Elisabeth Lukas damals nicht gedacht und nicht geahnt. Diese Phase ihres Lebens ist für die meisten Leser die am besten bekannte Phase (vgl. dazu auch Otto Zsok, [Hrsg.] *Logotherapie in Aktion. Praxisfelder und Wirkungsweisen*, München 2002, S. 46–73. Sowie: Otto Zsok, *Weiterwirkende Sinn-Spuren. Bleibender Wille zum Sinn. Zum 25-jährigen Bestehen des Süddeutschen Instituts für Logotherapie und Existenzanalyse*, München 2011, S. 5–26), hat doch Elisabeth Lukas durch viele Bücher und Vorträge in Deutschland wie im Ausland Wesentliches dazu beigetra-

gen, dass die Logotherapie weltweit bekannt werden konnte. Nach dem Kapitel „Ein Talent wird entdeckt“ (S. 59–76) nennt Elisabeth Lukas selbst diese Phase ihres Lebens [es sind 30 Jahre!] „Produktive Schaffensperiode“ (S. 77–116). Sie lässt sich charakterisieren durch „wachsende Sensibilität für den Sinn des Augenblicks“, wobei in dieser kurzen Charakterisierung viel Persönliches und noch mehr Fachliches beinhaltet ist. Texte aus ihren bekannten Büchern werden mit Erlebnissen, Beobachtungen und Reflexionen aus heutiger Sicht verknüpft und man erkennt die schöpferisch arbeitende, sehr diszipliniert lebende große Logotherapeutin, die nicht nur auf den Spuren Frankls wandert, sondern mit originellen Konzepten die Logotherapie und Existenzanalyse bereichert und ausdifferenziert hat. Der aufmerksame Leser findet hier Perlen, etwa zum Thema „Minimalfreiräumen“: „Sinn ist ja nichts anderes, als die Möglichkeit, in Freiheit die Wirklichkeit liebevoll zu verändern“ (S. 136). Das Süddeutsche Institut für Logotherapie in Fürstenfeldbruck, das Elisabeth Lukas mit ihrem Mann gründete und von 1986–2003 leitete, war die gewissermaßen ihre Hauptwirkungsstätte. Unsagbar viel hat sie in diesen 17 Jahren gearbeitet, sie selbst staunt darüber in dem Buch immer wieder, wenn sie sich manche Details in Erinnerung ruft. Den Gipfel ihrer beruflichen Karriere erlebte sie am Rednerpult im alten Rathaus in Wien, als sie im November 2002 den „Großen Preis des Viktor-Frankl-Fonds der Stadt Wien“ in Empfang nahm „in Würdigung ihrer hervorragenden international anerkannten Leistungen auf dem Gebiet einer sinnorientierten humanistischen Psychotherapie“. Und just an jenem Tag spürte sie deutlich: Am Gipfel der beruflichen Karriere angelangt, sei es *Zeit zu gehen*, denn: „Der Gipfel ist eben nicht nur das Ziel des Aufstiegs, sondern gleichzeitig der Startpunkt für den Abstieg, was jeder Bergsteiger weiß“ (S. 138).

In Perchtoldsdorf bei Wien [am 31.03.2003] angekommen, „wo wir uns im Sommer zuvor ein Häuschen gebaut hatten“ (S. 139), begann Elisabeth Lukas nach fast 45 Jahren Unterbrechung wieder Klavier zu spielen, und ich kann es nachfühlen, wenn sie das letzte Kapitel dieses autobiographischen Buches mit den Worten umschreibt: „Das Klavier: Freude meines Alters“ (S. 140–152). Dem Wort *Freude* kommt hier eine besondere Bedeutung zu, und nicht ohne tiefe Berührung liest man auch, mit welcher wunderschönen, selbstverfassten Dichtung Elisabeth Lukas ihrem Mann zum 65. Geburtstag gratulierte (vgl. S. 144–149).

Inklusive der ausländischen Bücher, schreibt Elisabeth Lukas in den abschließenden Worten über „unsere Gegenwart“, habe sie es bisher „auf 105 Werke gebracht“, und „sollte gelegentlich noch ein Buch von mir er-

scheinen, ist das bloß ein Nachschwingen einstiger Interessen. Die „Erlebniswerte“ [Schwimmen, Wandern, Konzertbesuche, Musikmachen, Freundschaften pflegen ...], die so lange von den „schöpferischen Werten“ in meinem Leben verdrängt worden sind, dürfen endlich in den Vordergrund treten. Zusammenfassend kann ich im Rückblick auf fast sieben Jahrzehnte nur staunend die Hände falten und andächtig für alles Danke sagen“, schreibt Elisabeth Lukas im November 2011 (S. 152).

Das vom Kösel Verlag optisch angenehm und schön gestaltete Buch wird sowohl Fachleuten und Interessenten reichhaltiges psycho- und logotherapeutisches Wissen bieten, aber auch manche Neugierde bei denjenigen Menschen befriedigen, die sich immer wieder gefragt haben, wieso und warum Elisabeth Lukas nach 2008 [damals beendete sie ihre Tätigkeit als Hochschuldozentin bei der ABILE in Österreich] sich so selten in der Öffentlichkeit zeigt. Sie hat eben den „Abstieg vom Gipfel“ vollzogen, nach insgesamt 49 Semestern Lehrtätigkeit, und lebt nun das, was ihr und ihrem Mann dem „Sinn der neuen Lebensphase“ am besten zu entsprechen scheint: Musik, Stille, Konzertbesuche, Freude und Genuss. Der Schwerpunkt hat sich zweifelsohne verschoben, auch Überflüssiges wurde abgegeben und verschenkt. Es sei „ein wahrer Genuss, zu besitzen, was man braucht, und *nicht viel mehr zu besitzen, als man braucht*. Einig und allein im einfachen, anspruchslosen Leben bewahrt man sich die Energie für das Eigentliche und Wesentliche, weshalb ich jedem in vergleichbarer Lage ans Herz legen möchte, sich beizeiten von unnötigem Ballast zu befreien“ (S. 150).

Elisabeth Lukas schließt mit dem Satz: „Ich bin frohgemut und zutiefst optimistisch, denn – wie eingangs gesagt – das Leben ist voller Überraschungen“ (S. 152).

Am 12. November 2012 feiert Elisabeth Lukas ihren 70sten Geburtstag. *Ad multos annos!* Der Segen von Oben begleite sie weiterhin! (Otto Zsok)

Johannes Nathschläger, „*Sinnsucht*“. *Mein Lauf in die Nüchternheit*, München 2010, 242 Seiten, 15 Euro

Ein junger Mann, Jahrgang 1980, inzwischen ausgebildeter Logotherapeut und vom Beruf Sozialarbeiter in München, legt Rechenschaft über seinen exzessiven Alkoholmissbrauch ab. Das ist das eine Thema dieses unheimlich offen, ehrlich und kraftvoll geschriebenen Buches, in dem Nathschläger – in Österreich geboren, in Biedermannsdorf (südlich von Wien) aufge-

wachsen und mit 21 nach Deutschland übergesiedelt – über sich selbst redet in der ersten Person. Das andere Thema ist die lenkende und heilende Wirkung der Logotherapie Viktor E. Frankls auf dieses süchtige Verhalten, hinter dem Nathschläger später seine Sehnsucht nach dem Sinn und der Sinnerfüllung erkannte. Gehen wir aber der Reihe nach vor.

Der Rausch sei das Wichtigste gewesen zwischen seinem 15. und 18. Lebensjahr, und „ohne ihn gab es kein gelungenes Wochenende. Ich trank meistens so lange, bis nichts mehr ging. Hatte ich es dann in mein Bett geschafft, konnte ich nicht einschlafen, weil sich alles drehte, sobald ich die Augen schloss, und ich konnte mich gerade noch zur Toilette schleppen, um mich zu übergeben. Spätestens am nächsten Wochenende tat ich genau das Gleiche wieder“ (S. 9). Solche und ähnliche „Szenen“ wiederholen sich im Lauf der Jahre öfter und werden beschrieben und analysiert. Auf die Frage, warum sich solch ein Sucht-Verhalten entwickelt, gibt der 32jährige Autor seine Antwort: „Wenn ich keine Werte habe, für die es sich zu leben lohnt, welchen Sinn hat dann mein Leben? Was tue ich, wenn ich das Gefühl habe, mein Leben sei sinnlos? Ich kann nicht genau sagen, was andere tun. Ich habe gesoffen“ (S. 10). In den 1990er Jahren habe seine Sozialisation stattgefunden, im materiellen Wohlstand, in einem guten Elternhaus. Objektiv gesehen, habe ihm nichts gefehlt, die Eltern seien zu ihm und zu seinen drei Brüdern liebevoll gewesen und, so Nathschläger weiter, „sie waren für mich da, wann immer ich ihrer Unterstützung oder ihres Rates bedurfte. Sie gaben mir alle Möglichkeiten, um mein Leben eigenverantwortlich und meinen Fähigkeiten und Begabungen entsprechend zu gestalten. Sie bezahlten mir die Privatschule, an der ich meine Matura absolvierte, und finanzierten mein Studium. Ich erlebte als Kind und Jugendlicher weder Gewalt noch Zwang und fühlte mich schulisch niemals überfordert. Ich wuchs also unter idealen Bedingungen auf“ (S. 12). Andererseits, heißt es weiter, „es wurde in meiner Familie immer schon gern und viel getrunken – allerdings nicht im krankhaften Sinn. Letzteres war erst bei mir und zwei meiner Brüder der Fall.“ Und dann, bei der Erschließung der „Ursachen“ heißt es: „Ich hatte keine Hobbys. Ich trieb keinen Sport, war in keinem Verein und spielte kein Instrument. Außerhalb der Schule hatte ich im Alter von 15 Jahren keine Beschäftigung, schon gar keine sinnvolle. Ich machte auch wenig Anstalten, mir Hobbys zu suchen“ (S. 18f.).

Gewiss stellt Alkoholismus ein multifaktoriell bedingtes Phänomen am Menschen dar, und ein Faktor dabei ist, sagt auch die Fachliteratur, das disharmonische, das zerrissene Familienleben bzw. der Mangel an Gebor-

genheit in den jungen Jahren. In diesem Fall verhält es sich aber anders. Mit den Worten des Rezensenten: Die nicht empfundene metaphysische Geborgenheit oder, wie der Autor sagt, die im Inneren gefühlte Leere können in einem jungen Menschen sehr wohl ein Suchtverhalten hervorrufen. Auf diesen Aspekt der Warum-Frage legt J. Nathschläger großen Wert und erlaubt den Lesern – besonders den Eltern, die sich in der Erziehung ihrer Kinder bemüht haben, alles richtig zu machen –, Einblicke zu gewinnen „in die Gedanken- und Gefühlswelt eines jungen Menschen, der ratlos vor den Herausforderungen seiner Zeit steht und den Alkohol dazu benutzt, sich ein Stück eigene Identität zu schaffen, die er woanders – zunächst – nicht finden kann“ (S. 12).

Es sind zunächst bestimmte Gefühle und flüchtige Rauschzustände, die sich angenehm anfühlen, die bei Nathschläger als „Attraktoren“ auftreten, und ihn immer wieder, viele Jahre hindurch, zum Alkoholkonsum verführen. Außerdem konnte er sich – durch Alkoholkonsum – bei vielen Altersgenossen Respekt verschaffen und seine Stellung unter den Gleichaltrigen behaupten. Die Anerkennung der Umgebung lautete dann: „Wenn ich so viel getrunken hätte wie du, würde ich jetzt nicht mehr hier stehen und reden können, sondern bereits im Krankenhaus liegen.“ Und Nathschläger fügt lapidar hinzu: „Solche Kommentare gingen mir runter wie Öl“ (S. 19). In anderen Worten: Er fand in seinem Freundeskreis Anerkennung über die Menge, die er zu trinken in der Lage war, und „gehörte zu einer Art Elite“ (S. 27). Immer wieder kehrt der Ausdruck „die aufkommende Langeweile“ zurück, die mit Alkohol bekämpft wird. Der Autor schreibt in der Perspektive des Rückblicks, aus der Sicht des trockenen Alkoholikers, dem es – nach unendlich langen Qualen – doch noch gelingt, den „Dämon der Flasche“ zu überwinden. Durchwegs beeindruckt und erschüttert zugleich seine nüchterne, auf die nackten Fakten bezogene Sprache, in der auch philosophische und philosophierende Elemente zu finden sind. Man ist jedenfalls gefesselt, während man weiter und weiter liest. Man spürt seine Sehnsucht nach dem Sinn und auch die Neigung zum Philosophieren. Doch irgendwann fragt man sich, wie viel muss noch passieren, damit ein „Stopp, bis dahin und nicht weiter“ existenzielle Realität wird. Denn Nathschläger muss öfters erleben, dass er mit dem Trinken aufhört und dann, nach einigen Wochen oder Monaten, neu damit beginnt.

Irgendwann lernt er eine junge Frau kennen, die aus Liebe bei ihm aushält und die immer wieder mit ihm zittert, dass er es schaffen möge. Mehrmals plagt ihn das schlechte Gewissen, wenn er sich vornimmt, abstinert

zu bleiben und dann doch rückfällig wird. „Bangen, trinken, kämpfen“ heißt ein Kapitel (S. 110–121), in dem alle Nuancen des Auf und Ab, der Hoffnung und der Verzweiflung beschrieben werden: klar, schonungslos, immer auch das Vertrauen thematisierend, dass endlich Nüchternheit einkehren möge. Die Entdeckung des Sports, der Wille, sich den alkoholfreien Zustand zu erkämpfen, der Entschluss, ein Hochschulstudium in Berlin zu absolvieren und die kontinuierlich in der Seele vorhandene Sehnsucht nach dem tieferen Sinn im Leben zeitigen für den Autor nach vielen Jahren Kampf und inneres Ringen endlich den Sieg. Er schreibt:

„Ich sehnte mich nach irgendeiner Form von geistiger Führung und nach Antworten auf die immer und immer wieder in mir kreisenden Sinnfragen. Um meiner Seele etwas Gutes zu tun, beschloss ich, von nun an regelmäßig in die Kirche zu gehen“ (S. 181). Außerdem unterwirft sich Nahtschläger einer ambulanten Alkohol-Entwöhnungstherapie und geht regelmäßig in die psychologische Beratung. Und liest. Viele und verschiedene Bücher. Auch philosophische Literatur. Das alles beschreibt er als hilfreich, sicher, aber die entscheidende Wende kommt durch die Begegnung mit Viktor Frankl. „An einem Sonntag im September [2007] stand ich etwas früher auf als sonst. Wie üblich, schaltete ich sofort den Fernseher ein, um durch die Programme zu zappen. (...) Ich schaltete auf den Kanal 3sat und sah einen weißhaarigen alten Mann, (...) und hatte einen halben Satz aufgeschnappt: ‚und da stellt sich dann dem Menschen die Frage nach dem Sinn‘. Der Mann hieß Viktor Emil Frankl und war 1997 gestorben. Seinen Namen hatte ich schon einmal gehört, wahrscheinlich, weil er aus Österreich kam. Er sprach über den Sinn des Lebens und über seine Vorstellung einer Kommunikation, die im Zwiegespräch mit dem eigenen Gewissen stattfindet“ (S. 197). Diese Sendung, wobei Nahtschläger nur die letzten fünf Minuten mitbekommt, übt einen bleibend positiven Einfluss aus. Er informiert sich durchs Internet darüber, was dieser Professor Frankl noch gemacht hat und das Ende des Liedes ist, dass Nahtschläger bald darauf die Ausbildung in Logotherapie beginnt. Er verlässt Berlin und zieht nach München um. Inzwischen hat er die Ausbildung in Logotherapie beendet und befindet sich – als verheirateter Mann und Vater einer einjährigen Tochter [im April 2012] – auf dem Weg zum philosophischen Doktor. Enorme Entwicklung in wenigen Jahren.

Sein Fazit lautet: „Wir sind den Umständen und unserem Schicksal nicht willenlos ausgeliefert. (...) Wer am absoluten Nullpunkt angelangt ist, der sollte zuerst vor allem eines tun: auf die Stimme seines Gewissens hören“ (S. 225).

Es ist ein langer und schwieriger Lebensweg, den J. Nahtschläger in seinem Buch mit schonungsloser Ehrlichkeit schildert. Es ist ein Stück Autobiographie durchaus nach dem Konzept der „sinnorientierten Biographiearbeit“ auf der Basis der Logotherapie. Das Buch ist aber auch eine Selbstgestaltung und Stellungnahme zu dem, was war. Auch zum schuldhaft Herbeigeführtem. Die Qualen seines Entzugs werden für den Leser ein Stück weit fühlbar. Das deprimiert fast. Aber auch der Sieg berührt den Leser. Und das erhebt die Seele. Die Hinweise, wie man zum trockenen Menschen wird, sind für die Praxis wichtig und wertvoll (S. 233–236). Der Autor widmet sein Buch seinen Eltern, und drückt seine Dankbarkeit auch einigen anderen Mitmenschen gegenüber aus, die ihm geholfen haben.

Der Rezensent empfiehlt das Buch allen Interessenten und auch denjenigen Therapeuten, Pädagogen, Lehrern und Sozialarbeitern, die mit dem Alkoholproblem bei jungen Menschen zu tun haben. Es ist erschütternd, ehrlich, deprimierend und aufbauend zugleich. Das Wort der Hoffnung und der Zuversicht klingt stark durch, ja. Es ist lesenswert. (Otto Zsok)

Julian Nida-Rümelin, *Humanismus als Leitkultur. Ein Perspektivenwechsel*, hrsg. v. Elif Özmen, München 2006, 223 Seiten, 22,90 Euro

Eine „philosophische Perle“ möchte ich dieses Buch nennen, das im Folgenden in Grundzügen vorgestellt und jetzt schon zur Lektüre empfohlen wird. Gerade Logotherapeuten können daraus viel lernen, ist doch die sinn- und werteorientierte Persönlichkeitsbildung ihre wichtige Aufgabe. Dazu bietet dieses Buch reichlich Impulse. Es geht um uns als *europäisch geprägte Kulturwesen*, die eine humanistische und humane Aufgabe zu erfüllen haben, wollen wir, dass Europa einer tragfähigen Zukunft entgegengeht.

Nicht das Bild des *homo oeconomicus*, sondern ein erneuerter Humanismus [im Sinne von Frankls *Homo humanus*] sei „der Motor der Umsteuerung weg von einer auf Nutzenanwendung und ökonomische Verwertbarkeit fokussierten Bildungs- und Kulturpolitik“, heißt es im Vorwort. Drei große Bereiche sind Gegenstand einer philosophischen und kulturpolitischen Erörterung: „Grundlagen der Bildung und Kultur“ (S. 23–94), „Kunst und Lebenswelt“ (S. 97–129) und schließlich „Perspektiven der Zivilgesellschaft“ (S. 133–179). Das Buch endet mit einem langen und hoch interessanten Gespräch, das Ulf Poschardt mit Julian Nida-Rümelin geführt hat (S. 183–223). Welchen Aspekt auch immer der Autor, Professor für Phi-

losophie an der LMU in München, darlegt, ist er um Verständnis und Klarheit bemüht. Zugleich achtet er auch auf den großen geistesgeschichtlichen Zusammenhang und auf aktuelle – vor allem kulturpolitische – Bezüge des jeweiligen Themas. Hier gleich ein Beispiel in dichter Form zusammengefasst.

Deutschland wurde [im 18. und 19. Jahrhundert] bewundert „für seine wissenschaftlichen Leistungen, für seine Universitäten und Gymnasien, für seine Komponisten, Schriftsteller und Künstler. Schon der Erste Weltkrieg war eine Zäsur. Der Glanz einer Bildungs- und Kulturnation verblasste.“ [Dann kam der Zweite Weltkrieg, ein geistiges Vakuum ist entstanden. Dann kam das Wirtschaftswunder.] Inzwischen ist auch „die Identifikation mit der harten D-Mark dahin. (...) Die Politik des *homo oeconomicus* bringt uns nicht weiter. Wir brauchen eine geistige Perspektive, der es nicht um Organisationsformen, sondern um die Erneuerung dessen geht, was man als humanistische Substanz unseres Bildungswesens bezeichnen könnte. Heute ist dies mehr denn je vonnöten“ (S. 11–18). Wie nebenbei erwähnt werden soll, hatte diese Grundeinsicht schon Max Scheler (1874–1928), der um das Jahr 1920 in vielen Variationen betonte und darlegte: Jeder falsche sogenannte „Individualismus“ sei nach der Ethik des Verfassers [Schelers] „durch die Lehre von der ursprünglichen *Mitverantwortlichkeit* jeder Person für das sittliche Heil des *Ganzen aller Personreiche* (Solidaritätsprinzip), mit all seinen irrigen und schädlichen Folgen, ausgeschlossen. Nicht eine isolierte Person, sondern nur die ursprünglich sich mit Gott verknüpft wissende, auf die Welt in Liebe gerichtete und sich mit dem Ganzen der Geisteswelt und der Menschheit solidarisch geeint führende Person ist für den Verfasser die sittlich wertvolle“ (in: *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik*, Bern und München 1980, S. 15.).

Zurück zu Nida-Rümelin. Der Ausdruck „humanistische Substanz“ ist genuin abendländisch und beinhaltet die Idee des *humanum*, des eigentlich Menschlichen oder des spezifisch Menschlichen. Es gibt eine direkte Linie von Platon (427–347 v. Chr.) über Cicero (106–43 v. Chr.) bis Petrarca (1304–1374) und Wilhelm von Humboldt (1767–1835) bezüglich der inhaltlichen Vorstellung des Humanum. Wie der Autor schreibt: Petrarca habe ausgeführt, „dass das spezifisch Menschliche darin bestehe, *mitis et amabilis* zu sein, also *sanft* und *umgänglich* [amabilis heißt aber auch liebenswürdig]. Ethische Bindung steht im Zentrum, die würdevolle Selbstbeherrschung gilt als Ausdruck von Charakterstärke. Bildung heißt aus der Perspektive des Humanismus auch, Personen die Möglichkeit zu ge-

ben, sich von den in der jeweiligen Gesellschaft etablierten Umgangsformen zu distanzieren. Aus diesem Ansatz entsteht im 13. Jahrhundert ein Bildungskanon, der vor allem vier Bereiche umfasst: erstens *Sprache* [Grammatik], zweitens *Moralphilosophie* [mit den Teilgebieten Ethik, Politik und Ökonomie], drittens *Geschichte* und viertens *Rhetorik*. Einen prägnanten Ausdruck findet diese Bildungsidee in der Formel *res et verba* – die Dinge und ihre Bezeichnungen lernen und beides zueinander in eine vernünftige Beziehung setzen. Hinter der Leitidee einer klaren und einfachen Sprache steht bei den Humanisten vor allem das Ideal eines freien Geistes, der sich von Dogmatismus und eitler Geschwätzigkeit lösen kann“ (S. 23). Das ist sozusagen die lateinische Sicht eines Bildungsideals für Europa in der humanistischen Bewegung des ausgehenden Mittelalters.

In derselben Sphäre bleibend, aber andere Akzente setzend, vertritt Wilhelm von Humboldt etwa 500 Jahre später einen Humanismus im Sinne geistig-ethischer Humanität, die das Einzelne im Ganzen vor Augen hat. Als Gründer der Berliner Universität im Jahre 1810 hat er die Universität nicht als Ort einer [pragmatisch zweckorientierten] Ausbildung, sondern als Ort einer umfassenden *Bildungsorientierung* angesehen, wo die Studierenden „in der Freiheit wissenschaftlicher Forschung und Lehre“ befähigt werden, sich einer Ganzheit – einer ganzheitlichen Sicht – der Wissenschaften zu stellen, um dann erst konkret und praktisch weiter zu lernen und zu arbeiten dort, wo sie sich von ihren Fähigkeiten her hingezogen fühlen. Bildung kommt *vor* Ausbildung – das ist das humanistische Credo (vgl. S. 35).

Das Universitätsideal eines Wilhelm von Humboldt ging noch von dem *homo noeticus* aus [vom Bild des geistig geprägten Menschen] und integrierte darin den *homo oeconomicus*. In der heutigen Hochschulbildung hat nur der Letztere [der nur ökonomisch geprägte Mensch] einen Platz, sagt sinngemäß der Autor. Und der Rezensent fügt hier hinzu: Wir dürfen uns fast froh fühlen, wenn wir sehen, dass [in Europa] theologische und philosophische Fakultäten hier und da doch noch die Dimension des Seelischen und Geistigen [des Menschen] zur Sprache bringen.

Wenn Reformprozesse in unserem Bildungswesen als mangelhaft zu bezeichnen sind, dann ist das Fehlen einer kulturellen Leitidee gewiss ein gravierendes Manko, wie Julian Nida-Rümelin schreibt, doch die Wurzel des Übels sehe ich persönlich tiefer sitzend: Im Vergessen und im Ignorieren des wesenhaften, substanziellen Menschlichen. Julian Nida-Rümelin ist zuzustimmen, wenn er sagt: Unsere Bildungspraxis [in ganz Europa] „darf sich nicht nur an vordergründigen Erfordernissen der Sozial- und

Wirtschaftspolitik orientieren, sondern muss *grundlegende Dimensionen von Kultur* in den Blick nehmen. Dazu zählt etwa die Dimension der gesellschaftlichen Interaktion, die Frage, wie Menschen miteinander umgehen, kooperieren, Konflikte austragen etc.“ (S. 26). Da die zwei Grundworte unserer Sprache – Seele und Geist – nicht sehr hoch im Kurs stehen, und da heute gar nicht so Wenige das Töten und die Anwendung der physischen Gewalt [schon wieder] für legitim erachten, ist vielleicht mit anderen Begriffen zu sagen, was das eigentliche, das spezifisch Menschliche, das Humanum meint. Es handelt sich dabei um eine für Europa charakteristische Kultur des Humanismus als Grundlage einer Gesellschaft, die auf *Kooperation* und *Anerkennung* gründet und als EU [Europäische Union] soziale und politische Einheit anstrebt. Dazu gehören bestimmte, genau definierbare humanistische Werte: Freiheit und Gleichheit, Würde und Autonomie, Selbstachtung und Wertschätzung anderer, Toleranz und Pluralismus, Gerechtigkeit und Solidarität. In der kulturellen Dimension der Bildung muss uns darum gehen, so der Autor, „eine Balance herzustellen zwischen Sinnlichkeit und der Fähigkeit, Gründe abzuwägen und Urteile zu fällen. Nicht die kognitive Dimension allein, sondern erst diese Balance macht die gebildete Person aus“ (S. 27). Ohne *Empathie* könne allerdings weder Interaktion noch Integration gelingen, und eine multikulturelle Gesellschaft [nicht nur die deutsche ist eine solche] braucht mehr denn je viele einzelne Menschen mit Einfühlungsvermögen, die zugleich Ich-starke Persönlichkeiten sind, „durchaus im Sinne des althumanistischen *mitis et amabilis*“ (S. 27), also im Sinne von sanft und liebenswürdig.

Der Philosoph Nida-Rümelin plädiert dafür, dass im Umgang mit [kulturell] anders gearteten Mitmenschen nicht Strategien zählen sollten, die Erfolg versprechen. Man sollte vielmehr an Gründe appellieren, an Einsicht und dabei sich einer kohärenten Argumentation bedienen. Rationalität, Freiheit und Verantwortlichkeit bilden einen engen Zusammenhang. Er heißt: *ethischer Humanismus* (Immanuel Kant) und „stellt den Kern der Menschenrechtsidee dar, die ja im Grunde eine Ausbuchstabierung dessen ist, was wir unter Menschenwürde verstehen“ (S. 30). Europa braucht eine kulturelle, ethische und geistige Substanz, um als Europäische Union langfristig bestehen zu können. Dem Autor zufolge gehören auch Russland und auch der Balkan zu Europa. In ganz Europa haben sich die beiden Grundpfeiler der europäischen Kulturgeschichte ausgebreitet und Entwicklungen geprägt: ein mal die griechische Klassik: Intellektualität, Wissenschaft, die Idee einer Polis-Kultur, die Idee der Humanität und wohl auch der unvergänglichen Seele (Platon); ein zweites mal die römische

Staats- und Rechtstradition, vor allem mit dem Grundprinzip der Gerechtigkeit *suum cuique* [jedem das Seine geben]. Ein Europa der Zukunft dürfe diese antiken Wurzeln des europäischen Selbstverständnisses nicht vergessen (vgl. S. 33).

Nida-Rümelin teilt nicht die weit verbreitete Ansicht, dass Geisteswissenschaften – z.B. Philosophie – überflüssig seien, weil sie „auf dem Arbeitsmarkt keinen Sinn machen“. Im Gegenteil! Es gäbe offensichtlich einen Arbeitsmarkt, „der genau diese geisteswissenschaftliche Qualifikation braucht.“ Denn: „Viele Naturwissenschaftler können sich nicht ausdrücken. Deswegen braucht man in den Unternehmen auch Geisteswissenschaftler“ (Nüsslein-Vollhardt). Man braucht sie aber auch, weil sie gelernt haben: zu argumentieren, sich auf neue kulturelle Situationen einzustellen, sich in neue Gebiete inhaltlich einzuarbeiten und sich selbst ein Urteil zu bilden (vgl. S. 34). „Denn humanistische Bildung macht einen wichtigen Teil des europäischen kulturellen Selbstverständnisses aus; sie bewährt sich in Studium und Beruf. (...) In einer Zeit, in der die ökonomischen Interessen so dominant sind, dass zum Beispiel Fragen der richtigen Lebensform, des Sinns des Lebens, des Respekts im Umgang miteinander manchen merkwürdig altmodisch erscheinen mögen, sollte es als große gesellschaftspolitische Herausforderung verstanden werden“ (S. 35), dass eben Bildung *Priorität* hat vor Ausbildung. Dieses humanistische Selbstverständnis sei auch als ein Gegenentwurf zu einer Gesellschaft der *hominis oeconomici* zu verstehen, „in der der Mensch auf eine Rolle als Konsument und als Produzent reduziert wird. Aber wir sind mehr, wir sind Bürger mit einer gewissen Verantwortung für die *res publica*, wir sind Teil kultureller Gemeinschaften, wir stehen in einer historischen kulturellen Tradition, wir sind kulturell verfasste Wesen. Der Sinn des Lebens ergibt sich sicher nicht primär aus ökonomischen Interessen“ (S. 35), weil wir, füge ich an dieser Stelle hinzu, letztlich *noetisch* [geistig] begründete Wesen sind. Angesichts der biotechnologischen Entwicklungen sollten wir uns „auf das ethische Projekt eines erneuerten Humanismus besinnen“, schlägt der Autor vor, „in dessen Zentrum die Idee der ethisch begründeten Bestimmung der Grenzen des Zulässigen je für die eigene Lebensform und für die Gesellschaftsform steht“ (S. 40). Weder einzelne Menschen noch die Gesellschaft können ohne Verbindlichkeiten, ohne Wertungen human leben. Zukunftsfähige Bildung müsse auch den Tugenden wieder Raum geben. Sie können nicht unmittelbar gelehrt werden, „sie lassen sich erwerben durch Praxis und Vorbild. Eine der obersten Tugenden ist Rücksichtnahme: Rücksichtnahme auf die Interessen, Empfindlichkeiten und Bedürf-

nisse anderer Personen“ (S. 46). Aber auch Solidarität gegenüber Schwächeren, Wahrhaftigkeit, Vertrauen, Loyalität und Verantwortung sind konkret zu praktizierende Tugenden, betont der Autor. Genau hier kann und soll zwischen Philosophie und Lebenswelt, zwischen Wissenschaft und Lebenswelt eine gangbare Brücke gebaut werden. Die für die Philosophie zentrale Frage nach der Wahrheit und den Wahrheiten können weder die Naturwissenschaften noch die Menschen in ihrer konkreten Lebenswelt ignorieren. Gegen Instrumentalisierungen aller Art schützt – sowohl die Natur- wie die Geisteswissenschaft – das radikale Ernstnehmen von Wahrheit und Wahrheiten. „Das zentrale Thema der Philosophie ist: gute von schlechten Gründen zu unterscheiden. Im Bereich der Erkenntnistheorie geht es um theoretische Gründe und im Bereich der Ethik um praktische Gründe. Gründe fügen sich nach dieser Auffassung nicht in den kausalen Naturzusammenhang nahtlos ein. Sie bestimmen Grenzen der naturwissenschaftlichen Analyse“ (S. 64). Wenn in der wissenschaftlichen Forschung, im weitesten Sinne des Wortes, nur [ökonomische und politische] Interessen eine Rolle spielen und den *guten Gründen* sowie den *Wahrheiten* keine Bedeutung zugemessen wird, bekommen wir als Resultat das, was man Großmannsucht und Hybris nennt. Wir müssen dafür nicht Beispiele aus dem 20. Jahrhundert aufzählen, es genügt auf die Diktaturen hinzuweisen [Faschismus, Nationalsozialismus und Kommunismus]. Es gibt aber eine Art „Diktatur“ auch in der Wissenschaft: Das *biologistische Paradigma*, so der Autor, hat insbesondere in Deutschland während der Nazizeit und des Naziterrors eine sehr große Rolle gespielt (vgl. S. 87), wobei die Wurzeln dieses Paradigmas im 19. Jahrhundert zu finden sind [Sozialdarwinismus]. Solch einen zerstörerischen Biologismus in Schranken zu verweisen, kann nur eine Wissenschaft, die sich der Wahrheit verpflichtet fühlt. Gewiss: „Irren ist weder in der Wissenschaft noch in der Kunst eine Schande“, sagt Nida-Rümelin (S. 104), aber Irrtümer zu korrigieren, ist hohe wissenschaftliche Leistung, die nur aus der „Liebe zur Wahrheit“ möglich ist, lässt sich ergänzend hinzufügen. Denn: „Der Wahrheit in Liebe dienen“ ist nicht nur in den zwischenmenschlichen Beziehungen, sondern auch in den Wissenschaften eine zentrale Maxime oder zumindest sollte es so sein.

Auch der Dichtung kommt eine sehr wichtige Bedeutung zu, wenn eine humanistische Kultur uns in der Feinfühligkeit schulen soll. Und das führt uns zur Sprache, die „der Schlüssel für den Zugang zur Kultur ist“ (S. 146). Man kann sogar sagen: „Aller Erkenntnis weltweite Mutter ist die Sprache!“ (Bô Yin Râ) Und die eigene Sprache so klar wie möglich zu ver-

wenden, sich aber auch durch andere Sprachen bereichern zu lassen, heißt, dass man sich Gewissheiten mit Bezug auf die Grundfragen der menschlichen Existenz – Liebe, Tod und Transzendenz – zu verschaffen vermag (vgl. S. 150).

Im ganzen Buch von Julian Nida-Rümelin weht ein philosophischer Geist, der Sinn-Kontexte des Miteinanders klar, transparent und nachvollziehbar darlegt. Dieser Geist widerlegt engstirnige und zerstörerische Ideologien und lässt immer wieder den „höheren Sinn“ in Erscheinung treten. In dem Gespräch mit Ulf Poschardt bekennt der Autor: Ja, er sei eher auf der Seite der „Klassik: Verbindlichkeit, Klarheit, Vernunft statt Gefühl“ (S. 206). Der Rezensent möchte ergänzen: Es gibt aber auch „das vernünftige Gefühl“ oder das *Gefühl des Herzens*, das im Prozess der Erkenntnis der Wirklichkeit wie auch im Umgang mit den Mitmenschen mindestens so wichtig sein kann und oft auch ist, wie das rein rationale und sachliche Argument. Für eine radikale Bildungsreform in humanistischem Geist zu plädieren, wie Nida-Rümelin dies immer wieder tut (vgl. S. 223), schließt die Kultivierung dieser Fähigkeit des Menschen ein. Der Sache nach behauptet das auch Nida-Rümelin: Bei den neuen Herausforderungen, die auf uns warten, seien auch *Rücksichtnahme, Einfühlungsvermögen* und *Fairness* [all diese „Tugenden“ sind Manifestationen der Herzenergie] wichtiger denn je. Das Buch ist durch und durch lesenswert. (Otto Zsok)

Gudula Ritz-Schulte, Alfons Huckebrink, *Autor des eigenen Lebens werden (Anleitung zur Selbstentwicklung)*, Stuttgart 2012, S.160, 24,90 Euro

Frau Dr. Gudula Ritz-Schulte ist Geschäftsführerin des Institutes für Motivations- und Persönlichkeitsentwicklung IMPART an der Universität Osnabrück. Sie hat bei Prof. Dr. Julius Kuhl promoviert und ist Autorin mehrerer Bücher zu PSI (Persönlichkeits-System-Interaktion). Hier hat sie zusammen mit dem Schriftsteller und Literaturkritiker Alfons Huckebrink ein Werk vorgelegt, das auf der Grundlage der Kuhl'schen PSI-Theorie eine Anleitung zur Selbstentwicklung gibt. Es geht hier um die Beschäftigung mit, besser: um die Entdeckung der eigenen Biografie.

Den Einstieg in dieses Werk muss man sich erarbeiten, und für bestimmte Ausdrucksweisen ist etwas Zeit nötig, um sie zu verinnerlichen, etwa wenn die Autorin von „Vergleichzeitigung“ oder „Verdinglichung“ spricht. Manchmal wird die Bedeutung eines Satzes oder Abschnittes erst nach wiederholtem Lesen klarer, dann aber steigt das Interesse mit jeder

Seite. Die Ausführungen sind anspruchsvoll, aber das ist wohl gewollt, es soll ja nicht ein Freizeitroman sein, der am Strand unter dem Sonnenschirm so nebenbei gelesen werden kann.

Autobiografie als *die* Geschichte meines Lebens (wer schrieb bisher? Das Leben oder ich?) – auf jeden Fall ist es die Chance, diese Geschichte von nun an selbst weiter zu schreiben. Die Autorin meint darin die Freiheit, eigene Möglichkeiten innerhalb der uns gegebenen Grenzen zu sehen und sie zu leben. Gesellschaftlich vorgeprägte Lebensentwürfe können zwar Orientierung bieten, meint sie, wie das in früheren Zeiten in der Regel der Fall war. Heute fallen diese traditionellen Lebensentwürfe zusehends weg. Gleichzeitig werden die Voraussetzungen zur Entwicklung von Eigenverantwortung für die junge Generation immer ungünstiger, was auch mit den Verflachungsrisiken in der heutigen Gesellschaft zu tun hat (S. 27). Frau Ritz-Schulte geht der Frage nach, ob das Verhalten von Personen eher durch Lernerfahrung oder durch Veranlagung bestimmt sei, und stellt dann die Frage wo der Spielraum für Selbstbestimmung bleibt. In der Folge bricht sie eine Lanze für die menschliche Fähigkeit zur Selbststeuerung, für den freien Willen und für die Fähigkeit, selbstgewählte Absichten umzusetzen, was genau das zentrale Thema dieses Buches ist (S. 28). Das hebt sich in der aktuellen philosophisch-neurobiologischen Diskussion um Determiniertheit und (un)freien Willen erfreulich heraus und macht die Nähe zum Frankl'schen Gedankengut der Logotherapie deutlich. Köstlich aufschlussreich auch das Kapitel „Der moderne Mensch als Chaospilot (und Höhenflieger)“, in dem es unter anderem um den Unterschied zwischen Gehirn und Computer geht (so kann etwa das Gehirn „zwischen den Zeilen lesen“, was der Computer nicht kann, S.33 f).

Das Buch ist ein Plädoyer gegen die Oberflächlichkeit vielfacher heutiger Lebensentwürfe und Masseninformationsvermittlung, ein Plädoyer für die Vertiefung der persönlichen Existenz (des Selbst). Die eigene Lebensgeschichte zu schreiben, so die Autorin, erfordere Selbst-Bewusstsein und das gebe es nur mit autobiografischen Erinnerungen und der unmittelbaren Erfahrung der Gegenwart und Zukunft.

Die Beschäftigung mit der eigenen Biografie helfe, Antwort zu finden auf die Frage „wer bin ich?“. „Im kapitalismus- und gewinnorientierten Heute ist (blinder) Funktionalismus gefragt – da stört ‚Selbstgespür‘, denn solche Menschen lassen sich nicht so leicht und bedingungslos führen“ (S. 56, f). Autobiografische Aufmerksamkeit könne ein Gegengewicht gegen die Risiken des blinden Funktionalismus anbieten. Sie führe nicht nur zu einem tieferen Selbstverständnis, sondern habe auch eine soziale Kom-

ponente (was uns gerade im digitalen Zeitalter so nötig wäre). Ritz-Schulte: „Narrationen helfen ja nicht nur, uns selbst zu spüren und uns unseres Lebens bewusster zu werden, sie vertiefen Beziehungen und Bindungen zwischen Menschen, indem sie eine Paar-, Familien- oder Gruppenidentität schaffen“.

Der Mitautor Alfons Huckebrink (Schriftsteller, Literaturkritiker und Leiter von Schreibwerkstätten) betont die kreative Konstruktivität des Gedächtnisses, und mit Bernd Brecht stimmt er überein, dass, sein eigener Geschichtsschreiber zu werden, zur Folge hat, hinfort sorgfältiger und anspruchsvoller zu leben – sorgfältiger mit sich selbst und anspruchsvoller gegenüber anderen. Er zeigt auf, dass Autobiografie eine soziale und kulturelle Funktion hat, als Projektionsfläche für das Selbst dient und als eine Form der Selbstdarstellung durchaus eine ästhetische Dimension aufweist und somit den Menschen in seinem künstlerischen Wesensgrund anspricht. Insofern ist nach Huckebrink Autobiografie immer auch Fiktion, wofür der Autor zahlreiche Beispiele von Schriftstellern und Autoren bringt. Und sie ist Deutung der Ereignisse, die ja für den Schreiber eine Be-Deutung haben, der Versuch einer Einordnung in einen Sinn- und Verstehenszusammenhang.

Ab Seite 91 werden Kniffe zum Anfangen gegeben, und 10 goldene Regeln lebensgeschichtlichen Schreibens erleichtern dem Interessierten den Einstieg und geben ihm Mut zum ersten Schritt. Den Abschluss seines Beitrages bilden Einblicke in zehn Autobiografien berühmter Persönlichkeiten, die die Lust auf die Lektüre des einen oder anderen Buches anregen.

Im dritten, dem „praktischen“ Teil, weist Frau Ritz-Schulte auf die Wichtigkeit der ressourcenorientierten Auseinandersetzung mit der eigenen Biografie hin, während eine problem- und krisenzentrierte Sicht die Gefahr der Verschlechterung psychischer Befindlichkeit und sogar psychosomatischer Krankheiten berge. Wichtig der Hinweis, dass autobiografische Erinnerungen nicht ein permanentes Grübeln über sich selbst meinen, eher ein Nachspüren, ein Nachfragen an sich selbst: Was wollte ich immer schon mal gerne tun? Was könnte ich als meine Wurzeln ansehen/erkennen? Was waren meine Kindheitsträume? Wie stehe ich heute dazu? Gibt es Erlebnisse, die mir meine Neigungen und Interessen verdeutlichen können, damit ich mir in der verbleibenden Zeit selbst noch besser auf die Spur kommen kann?

Gegen Ende des Buches gibt die Autorin einen Einblick in die PSI-Theorie von Julius Kuhl. Es tut auch gut zu erfahren, dass nicht jeder, der sich

mit der eigenen Biografie beschäftigen will, psychologisch geschult sein muss, wenn auch solches Wissen hilfreich sein kann. Und da ist dieser Exkurs in die PSI-Theorie gut verständlich gehalten, auch für Nicht-Psychologen.

Die Autoren ermutigen hier die Leser/innen, alle eigenen Erfahrungen, insbesondere auch die leidvollen, anzuschauen und sie in das Selbstbild zu integrieren, denn „die meisten und wichtigsten Erfahrungen machen wir durch Fehler, Schmerz und Leid, durch deren Bewältigung wir uns wie Phönix aus der Asche gestärkt erheben können“(S.148).

So ist das Buch eine Fundgrube für alle, die aus der eigenen Biografie lernen und sich damit besser verstehen möchten, aber auch für Professionelle, die andere Menschen in ihrer Biografiearbeit leiten. (*Robert Steiner*)

Cornelia Schenk, *Vom Sinn der Krankheit. Die Kunst, in schweren Tagen ein gutes Leben zu führen*, Augsburg 2011, 300 Seiten, 16,95 Euro

Die in Augsburg lebende Buchautorin und Logotherapeutin (Jahrgang 1955), mit dem „Kleinen Buch von der Versöhnung“ (Hannover 2008) schon breiten Kreisen bekannt, legt hier ein differenziertes, feinfühlig geschriebenes Werk vor. Thema ist nicht das Behandeln einer Krankheit, „sondern das Handeln in einer Krankheit“, denn entscheidend sind „Ihre Einstellungen zu dem, was sich in ihrem Leben krank anfühlt, was Sie krank macht“, schreibt Cornelia Schenk im Vorwort, indem sie den Leser direkt anspricht (S. 8). Bei aller höflichen Anrede betont die Autorin aber ziemlich nüchtern: Heilung sei zwar immer möglich [bei allerlei Leiden und Krankheiten], aber niemals machbar, denn des Lebens Unberechenbarkeit verhindere ein garantiertes Rezept für Gesundheit und Genesung. „Wie es enden wird, gehört letztlich zu den Geheimnissen des menschlichen Lebens. Krankheit ist nicht immer heilbar, aber der Mensch ist es! Wir erleben einen heilsamen Umgang mit der Krankheit, wenn wir sie nicht er-leiden, sondern *durch*leiden. Wenn wir nämlich mit der Krankheit durch und fertig sind, wird uns ein Licht aufgehen. Wir haben Leidensfähigkeit gelernt und Sinnerfüllung gefunden“ (S. 8).

Diesem Grundakkord schließt sich der I. Teil an: „Lebensbilder – Bewusstseinskompetenz stärken“ (S. 11–60). In erzählender Form und phänomenologisch nähert sich C. Schenk dem „Lastcharakter des Daseins“, den wir alle dann am augenfälligsten und am heftigsten erleben, wenn es um Schmerzen, um andauernde oder immer wieder, sozusagen periodisch

wiederkehrende Schmerzen geht. Da erst merken wir: „Das Leben mit Dauerschmerzen schwächt den Lebenswillen, nimmt die Lebensfreude und führt zu Lebensüberdruß. Es ist ein seltsamer Umstand, dass wir erst durch den Schmerz Körpergefühle entwickeln und uns spüren, wenn auch auf unangenehme Weise“ (S. 17). Ob bei Dauerschmerzen gleich die Trotzmacht des Geistes aktiviert werden soll? Zuerst könne für einen Menschen eine medikamentöse Entlastung sinnvoll sein, die er mit einem guten Schmerztherapeuten abwägen sollte, und außerdem gäbe es wirksame Entspannungsverfahren, wobei von Fall zu Fall das „Ringens um eine [individuell adäquate] Schmerzverbesserung“ eine Gratwanderung sein wird (S. 18). Da körperliche Schmerzen meist auch seelische Aspekte haben, empfiehlt die Autorin, diesen nachzuspüren, indem man sich u.a. solche Fragen gefallen lässt: „Kann es sein, dass der Schmerz angenommen werden muss, wenn ich leben will, weil der Schmerz, egal ob krank oder nicht krank, immer zum Leben gehört? Kann ich so tief meinen Schmerz durchschauen, dass ich etwas finde, was mich tröstet, was ihn lindert?“ (S. 18). Bewusstseinskompetenz stärken bedeutet, so die Autorin, dass man sich wieder und tiefer ein Körperbewusstsein aneignet, um im Körper zu Hause zu sein, um ihn zu bewohnen. Dass damit – vor allem in der asiatischen Spiritualität verankertes – uraltes Wissen aktualisiert wird, ist auch der Autorin geläufig. Worauf aber an dieser Stelle noch hingewiesen werden kann, ist das urtiefte Geheimnis, dass „im Körper zu Hause sein“ oder „den Körper zu bewohnen“ vortreffliche Formulierungen sind für eine metaphysische Positionierung des Menschen. „Im Körper zu Hause sein“ stellt sinnvoller Weise eines *Jemanden*, einer *geistigen Person*, eines *Geist-Ich* Vollzugswirklichkeit dar. Und dieser Jemand kann gerade im *durch den Körper vermittelten* Schmerz erleben und sich bewusst darüber werden, was es heißt, als „Geist im Leib“ *das sich auch biologisch manifestierende Leben* zu erleiden und durchzuleiden. Gewiss, so die Autorin, ruft die Erfahrung des Lastcharakters des Daseins die Sinnfrage auf den Plan: Wozu soll ich Leid und Schmerz bewältigen? Oder: „Was bleibt vom Menschen, wenn sich Stärke, Macht, Gesundheit und Erfolg verflüchtigen? Der Mensch, angeschlossen an Infusionen, auf einer Intensivstation bestens gewartet und verkabelt, wer ist er? Eine menschliche Maschine, die nicht mehr zu reparieren ist? Die nur noch Kosten verursacht und keinen Nutzen mehr bringt?“ (S. 21). Jeder Mensch ringt irgendwann mit diesen Fragen, auch die Autorin, die auf der Grundlage der Logotherapie stehend, mit Frankl festhält: Körperliche Gesundheit sei nicht alles, denn jenseits seines biologischen Schicksals sucht der leidende Mensch nach einer transzendenten

Orientierung. „Die Sehnsucht nach Sinnerfülltheit ist in uns so real wie eine Zellfunktion, die Frage nach dem Sinn von Leben und Tod sind nicht unwichtiger als ein regelmäßiger Herzschlag“ (S. 22). Es ist hier vom Menschenbild die Rede, von demjenigen geistig begründeten Menschen, dem man alles nehmen kann, „nur nicht die letzte menschliche Freiheit, sich zu den gegebenen Verhältnissen so oder so einzustellen“ (Frankl, der mit diesem Satz seine Erfahrungen im Konzentrationslager auf den Punkt bringt). Darauf nimmt C. Schenk Bezug, wenn sie ausführt, immer bleibe uns eine Wahl, „wenn es darum geht, die Krankheit zu gestalten“ (S. 29). Und dann erzählt sie eine Fallgeschichte aus ihrer Praxis mit dem Fazit: Trotz Naturgesetzmäßigkeiten findet ein Mensch den Willen und die Kraft zur Veränderung, denn niemals ist Menschsein hundertprozentig festgelegt, „immer können wir auch anders“ (S. 30). Dieses „Immer-auch-anders-Können“ wird aber oft durch falsche Selbstbilder blockiert. Zum Beispiel: „Ich schaffe das alles alleine, ich brauche keine Hilfe“. Oder: „Das muss man rational angehen. Gefühle sind doch nur Theater.“ Oder: „Die anderen werden wissen, was für mich gut ist“ usw. Auch kränkende Botschaften, so C. Schenk, blockieren oft die Kraft zur Veränderung. Solche wären: „Du sollst keine Fehler machen. Du sollst Leistung bringen. Du sollst deine wahren Gefühle unterdrücken“ (S. 34). Diese disharmonische Melodien, die in uns, vielfach aus der Kindheit stammend, immer wieder erklingen, sollten wir durch harmonische Melodien ersetzen, die das wahre Selbstbild stärken. Schenk zufolge ist es oft ein schmerzhafter Prozess, die (falschen) Selbstbilder aufzulösen und kränkende Botschaften mit harmonischen Gedanken zu ersetzen. Dies kann gelingen und zwar durch die Übung „Mitgefühl mit sich selbst“ (S. 37f.). Der Rezensent glaubt, dass diese bemerkenswerte Übung in der Tat eine wirksame Hilfe darstellt, wenn jemand trotz Krankheit und trotz Leid gut handeln will.

Ob Krankheit in jedem einzelnen Fall als Sprache der Seele gedeutet werden kann, bezweifelt die Autorin mit guten Gründen. Zwar besteht eine unauflösbare Wechselbeziehung zwischen Körper und Psyche – zusammengefasst im Begriff »Psychosomatik« –, aber nicht jede Hirnmetastase hat mit zuviel Nachdenken zu tun, und Brustkrebs entsteht nicht immer nur dann, wenn eine Frau ihrer Familie intensiv beisteht. C. Schenk plädiert, bei aller Beachtung der seriös fundierten psychosomatischen Erklärungen, für die persönlich zu findende Antwort auf die eigene Erkrankung. Und sie empfiehlt, gegenüber psychologischen Interpretationen sich in Abstinenz zu üben. Ihre Kerngedanken lauten: „Es ist nicht immer alles nur psychisch ausgelöst oder begründbar. Nicht jedes durchgebrochene

Magengeschwür entlarvt den fordernden oralen Charakter nach Freud. Nicht jeder Lungenkrebs kommt vom Kettenrauchen“ (S. 46). Es sei sehr fragwürdig von der typischen „Krebs- oder Herzpersönlichkeit“ zu sprechen“. Man überlege sich: „Wenn bei jemandem Krebs diagnostiziert wird, was kann er anfangen mit der psychodynamischen Behauptung, ‚unbewussten Selbstmord aus einem Schuldkomplex heraus zu betreiben‘“? (S. 47). Die schlagwortartige Kurzformel, „was kränkt, macht krank“, stimmt eben nicht allgemein. Psychosomatische Deutungen der Krankheit zielen auf die Frage, warum einer leidet. C. Schenk aber behauptet, dass es viel wichtiger sei, sich zu fragen: Wie gehe ich mit meinem Leiden um? Welche Einstellungsmöglichkeiten und Freiräume habe ich noch? Diese Fragen lassen erkennen, wie bedeutsam die Gestaltung des Krankheitsgeschehens ist. *Pathoplastik* nennt die Logotherapie die Zutat der Person in der Krankheitsgestaltung. Dem schicksalhaften Verlauf einer Krankheit wird etwas Persönliches, Eigenes beigemischt: „Wir alle kennen Kranke, die es schaffen, über ihre biologischen Verhältnisse zu leben, das Leiden aufzuschieben, weil sie noch etwas zu erledigen haben: eine Versöhnung, eine klärende Aussprache, eine Botschaft der Verzeihung, Worte, die einem auf der Seele brennen. Noch einmal einen Ort aufsuchen, an dem man glücklich war, (...) die Geburt eines Enkels abwarten“ (S. 48).

Wie aber ist dies möglich, wenn der Mensch nur Körper und Psyche [nur ein Psychophysikum] ist? – fragt indirekt die Autorin und kommt auf die „dritte Dimension“, auf „das Humane in uns“ zu sprechen, und das ist das Geistige. Doch sie scheint hier durch manche [meistens falsch gedeutete] Ergebnisse der Gehirnforschung beeindruckt zu sein, da sie den Geist, das Geistige, die geistige Existenz für „reine Glaubenssache“ erklärt, indem sie schreibt: Es gäbe keinen wissenschaftlichen Beweis für die geistige Existenz, wir leben sie. Und: Mit dem Glauben an die geistige Existenz verlassen wir den Boden „der empirischen Naturwissenschaftler, der Biologen, der Gehirnforscher, der Mediziner, der Techniker, und wenden uns dem Unfassbaren, dem Unerklärlichen, dem Unlogischen zu. Menschen, die an einer schweren Krankheit leiden, ringen um dieses ‚Mehr‘“ (S. 59). Dem Rezensenten ist wichtig, an dieser Stelle einige philosophische Bemerkungen einzufügen. Man erfühle und bedenke für sich selbst: Wenn wir geistige Existenz *leben* und *erleben*, ist dies dann etwa weniger Beweis als jene Sorte von Beweisen, welche die Naturwissenschaft abverlangt? Und weiter: „Glauben“ und „Wissen“ steht hier keineswegs im Gegensatz, da der Glaube als höchste Kraft der „ungewordenen Seele“ (Platon) gerade jenes „gewisse Wissen“ [lat. *certitudo*] ermöglicht und ge-

neriert, nach dem sich jeder Naturwissenschaftler sehnt und das durch reine empirische Beweisführung nur äußerst selten, meistens aber gar nicht erreicht werden kann. Das ist in Essenz die bleibende Leistung der abendländischen Philosophie, die Immanuel Kant zuzuschreiben ist. Was zu begreifen gilt, ist, dass die *Kraft des Glaubens* erst die Möglichkeit des gewissen [sicheren] „Wissens“ in uns schafft. Der Kraft des Glaubens hat aber der Mensch *Vertrauen* zu schenken! Sich der Kraft des Glaubens anzuvertrauen, ist eine Ur-Erfahrung des Menschen selbst, die durch kein empirisches oder auf dem Wege der Naturwissenschaft gewonnenes Wissen ersetzt werden kann. In dem Gefüge „Glaube *und* Wissen“ meint das Wort „Wissen“ freilich nicht die Erkenntnis eines kausalen oder mechanischen Zusammenhangs [das ist Sache des denkenden Verstandes], sondern die existenzielle Erfahrung der Innewerdung, des „Sichzentrierens im Innersten“. Genau darin erleben und erfahren wir das eigentlich Humane in uns selbst. – Und hier kann wieder der Gedankengang Schenks aufgegriffen werden, die der geistigen Dimension in uns jene Urfähigkeit zuschreibt, die Wählen- und Verwerfenkönnen heißt. Immer hat der Mensch eine Wahl gegenüber der Krankheit, zum Beispiel dahingehend, dass er die Krankheit schöpferisch mitgestaltet, aber er kann diese Wahl auch verweigern, und das ist dann auch eine Wahl (vgl. S. 59). Doch es besteht ein feiner Unterschied zwischen dem Vertrauen in die Kraft des Glaubens und der dann daraus folgende Handlung, und dem Resignieren. Letzteres bedeutet, zu früh die schöpferische Gestaltung der Krankheit aufzugeben. Schließlich betont auch die Autorin, dass es eine geistig gegebene Möglichkeit ist, „das Unabänderliche anzunehmen, es mit Tapferkeit und Würde zu tragen – und sei es auch die Krankheit, die zum Tode führt“ (S. 59).

Im II. Teil des Buches, „Lebenskrise Krankheit – Krisenkompetenz stärken“ (S. 63–127), liest man eine kompakte Psychohygienelehre auf logotherapeutischer Basis. Die Autorin widmet zunächst dem Begriff der Krise einige Reflexionen, bringt wiederum Fallbeispiele aus der Praxis, legt dar, wie der Sokratische Dialog gelingen kann (vgl. S. 71) und unterstreicht, dass Krankheit und Gesundheit zusammengehören, denn: „Leben in all seinen Erscheinungsformen ist den Gesetzen der Veränderung und des Wandels unterworfen. Wenn sich Gesundheit in Krankheit wandelt, dann wirken auch dabei die normalen Lebensgesetze mit. Krankheit ist ein Normalfall. Dass dieser Fall ein grausamer und erschreckender Absturz sein kann, der uns aus allen Wolken fallen lässt, ändert nichts daran, dass er zum Normalfall menschlicher Daseinsweise gehört – und nicht in die Kategorie Betriebsunfall. Vergessen Sie ein Weltbild, das Gesundheit als den

Normalfall und Krankheit als ungerechte Ausnahme sieht“ (S. 74). Nüchtern und manchmal mit feiner [auch versteckter] Ironie entlarvt die Autorin manche Wahnvorstellungen von der perfekten Gesundheit, die eine ganze Industrie propagiert, einerseits um viel Geld zu verdienen und andererseits um die wahrhaft existenziellen Fragen [Sinn des Lebens, der Krankheit, des Todes usw.] überflüssig zu machen. Doch sie bleiben und fordern heraus. Mit Viktor Frankl bejaht die Autorin, dass es einen Sinn haben muss, wenn wir schon in dieser Welt leben, und wenn dieses Leben einen Sinn hat, „dann kann dieser Sinn nicht verloren gehen, nur weil wir krank geworden sind. [Auch] Leid macht das Leben nicht sinnlos“ (S. 80). Sich zu dieser „dem Logos gemäßen“ Haltung durchzuringen, mag einem dann gelingen, wenn er ein „Zuhörer“ des Lebens wird, wenn er sich erkennt als „der vom Leben her Befragte“, der dem Leben zu antworten und sein Leben zu ver-antworten hat. Entlang diesem Gedanken Frankls zeigt die Autorin, wie innere gesunde Haltungen und Einstellungen behilflich sind, mit Krankheit und Leid sinnvoll umzugehen. Stichworte: Hinschauen, erfühlen, die Angst bewältigen, medizinische und psychotherapeutische Hilfe annehmen, Versöhnung und Dankbarkeit vorziehen und einiges mehr. Das lange Fallbeispiel von Frau H., die einen inkompetenten „Heiler“ aufsucht, um sich in einer schweren Krankheit behandeln zu lassen, liest sich wie eine scharfe Kritik der „heillosen Heiler“ (S. 91–97), die nur Hoffnung auf Heilung erwecken, aber *de facto* gar nicht helfen können. Dabei sind sie nicht immer nur geldgierige Scharlatane [solche gibt es auch!], sondern menschenfreundlich und wohlwollend. Doch sie überschätzen ihre Kompetenz und kennen ihre Grenzen nicht, schreibt C. Schenk und fügt hinzu: Der sich geschmeichelt fühlende Heiler [„ich komme auf Empfehlung zu Ihnen“, sagt ihm der Kranke] verkennt seine Möglichkeiten und „so kommt ein verhängnisvoller Kreislauf in Gang, in dem zwei hilflose Menschen aufeinanderprallen und durch die Dynamik der Selbsttäuschungen aneinander kleben bleiben, bis eine Katastrophe sie trennt“ (S. 97). In einem anderen Sinn kann eine kleine oder große Katastrophe entstehen, wenn jemand, dem eine Diagnose gestellt wird, plötzlich übermäßige Selbstbeobachtung praktiziert und Erwartungsangst hegt. Heilsame Selbstvergessenheit und Hinwendung zu Anderem sind die Kontrapunkte im Sinne der *Dereflection*, welche den Teufelskreis von Erwartungsangst und Selbstbeobachtung durchbrechen. Außerdem sollten die Krisengefühle, die mit einer Krankheit in einem Menschen auftauchen, mit seelischen Gefühlen – Freude, Hoffnung, Zuneigung, Liebe, Staunen, Dankbarkeit – ausbalanciert werden. Schön formuliert ist der Rat: „Wenn Sie bis

jetzt Zeiten der tiefen Betrübnis hatten, so ist es doch gut zu wissen, dass der Organismus sich anpassen, Neues lernen und Spuren tilgen kann und auch eine Empfängnisbereitschaft für Hochgefühle zeigt. Ihre Nervenbahnen, die Ihre Zufriedenheit und Ihre Gefühle der Freude weiterleiten, werden durch den häufigen Gebrauch ‚geölt‘, so dass Ihre Glückshormone ihrem Bestimmungsort ungebremst entgegenrasen können“ (S. 106).

Im III. Teil des Buches, „Liebe zum Leben – Heilungskompetenz stärken“ (S. 131–236), wird ein zentraler Gedanke in verschiedenen Variationen entfaltet: Krankheit wird durch beharrliches Entwickeln seelischer Widerstandskräfte überwunden. In anderen Worten: „Der Weg zur Heilung beginnt, wenn man ja zum Leben sagt und dem Leben, wie es ist, zustimmt“ (S. 131). Dieser Satz erinnert mich sehr stark an den geistlichen Rat des Lebens-Lehrers Joseph Anton Schneiderfranken Bô Yin Râ (1876–1943), der da lautet:

„Nimm dein Leben wie es ist! / Denke nicht: ‚So könnt‘ es sein.‘ / Fluche keinem deiner Tage! / Was du tragen musst, ertrage! / Alles, was dir je begegnet, / Segne, und du wirst gesegnet!“ (In: Wegweiser, Bern 1992, S. 176). In uns, in jedem einzelnen Menschen ist die Kraft da, welche diese tief sinnige Zustimmung zum Leben ermöglicht, schreibt die Autorin, um dann moderne Begriffe wie *Resilienz* und *Ressource* zu erörtern. Doch die damit gemeinte „Sache“ ist Ur-Datum des Menschseins und heißt „innerseelische Kraftquelle“ (S. 132) und/oder auch „Trotzmacht des Geistes“ (Frankl). Die Autorin zeigt durch ein erschütterndes Fallbeispiel, wie Frau M., die 60 Jahre an einer schweren Krankheit litt und mit 83 Jahren starb, ein Mensch war, der aus einer innerseelischen Kraftquelle das Leben geliebt und Sinn für Humor hatte (vgl. S. 136). Überhaupt sind alle Fallbeispiele in diesem Buch von C. Schenk auch für den Unterricht bzw. für die logotherapeutische Ausbildung sehr geeignet, um Probleme wie deren Lösung den Studenten zu zeigen. Die Heilkraft des Schreibens, das Erfühlen der Magie der Sprache, narrative Logotherapie als Erzählung heilsamer Weisheitsgeschichten, außerdem Hoffnung, Humor und Freude sind jene Bausteine der Prävention, welche helfen, die Kunst einzuüben, in schweren Tagen ein gutes Leben zu führen.

Im IV. Teil, „Der Lebensweg des Menschen – Weisheitskompetenz erwerben“ (S. 239–299), rundet die Autorin ihre Lehre über die logotherapeutische Krisen-Prävention ab. Leid und Grauen seien nicht als Schlus-sakkorde der Lebensmelodie anzusehen, denn der Mensch trägt in sich ein urtiefes Gefühl, auch nach dem Tod des Körpers weiterzuleben: „Der menschliche Geist wagt den Traum vom Leben, das ewig ist, das vor uns

da war und nach uns da ist“ (S. 249). Die ahnungsvolle Sehnsucht nach einem ewigen Leben ist nur deshalb in uns da, weil wir im Innersten unseres Wesens eine Anbindung an die Transzendenz haben, auch wenn sie für unser Gehirnbewusstsein oft nicht fühlbar präsent zu sein scheint. Diese Anbindung, meint jedenfalls der Rezensent, gewährleistet die unvergängliche Seele und der ewige Geistesfunke. In dieser *noetischen* Dimension transzendiert der Mensch jede „neuronale Qualität, jede Intelligenz und jedes Denkvermögen“ (S. 265), und tritt in das Beziehungsgeschehen mit und aus der Transzendenz hinein. Während manche, allzu materialistisch geprägte Kreise solche Ansichten in das Reich der Märchen verweisen, lebten und leben in allen Kulturen Menschen, denen das Ewige Leben die eigentliche – erste und letzte – Wirklichkeit ist. Diese Menschen haben auch eine Spiritualität entwickelt: Sie ist ein Weg der Innewerdung, ohne die Außenwelt zu vernachlässigen; sie ist eine permanente Übung der Achtsamkeit, ohne Grübeln; sie ist eine Ehrfurcht vor dem Himmlischen, das in manchen Momenten das Gefühl der Anbetung in uns hervorruft.

Die letzten Seiten des Buches stärken im Leser das Gefühl, dass das Leben auf Erden nicht nur vergeht, sondern sich wandelt und einer Vollenendung im Licht entgegenstrebt. „Symbolisiert wird dieses Geschehen“, schreibt die Autorin, „in einem einleuchtenden Mantra: Ich im Licht.“ Schaut man genau hin, bemerkt man, „dass das *Ich* im Wort *Licht* eingehüllt und verborgen ist. Ich im *Licht*. (...) Hier berühren wir wieder den Bereich des geheimnisvollen Glaubens. Wir kommen aus dem Licht und wir kehren zurück ins Licht“ (S. 268). Dieses Bewusstsein, dieser Glaube als Selbstbejahungskraft hilft ungemein, Krisen und Krankheiten zu gestalten und weitgehend zu meistern.

Cornelia Schenk hat mit diesem feinfühlig, sprachlich brillant ausformulierten Buch einen bemerkenswerten und wertvollen Beitrag zur Krisen-Prävention und Psychohygienelehre auf logotherapeutischer Basis geleistet. Es eignet sich durchaus als Lehrbuch, aber nicht nur, denn breite Kreise können und dürfen daraus Kraft und Orientierung schöpfen. Ich habe es mit Genuss und Erkenntnisgewinn gelesen. Sehr empfehlenswert!

(Otto Zsok)

Martin Seligman, *Flourish – Wie Menschen aufblühen. Die Positive Psychologie des gelingenden Lebens*, München 2012, 480 Seiten, 24,99 Euro

Die sogenannte Glücksforschung, zu deren Gründungsvätern Seligman gehört, platziert sich im Umkreis der Salutogenese, die bekanntlich nicht mehr nach der Entstehung von Krankheiten fragt, sondern nach den Ursachen des Gesundseins und -bleibens. In der psychologischen Forschung trägt diese neue Richtung den Namen „Positive Psychologie“, und hier und dort wurden bereits entsprechende Lehrstühle eingerichtet. Zum Gesundsein gehört nach der WHO-Definition Lebenszufriedenheit. Diese Lebenszufriedenheit wird vielfach mit dem Wort „Glücklichsein“ assoziiert. Demzufolge wurden in den vergangenen Jahren eine ganze Reihe Erhebungen zum Glücksempfinden präsentiert, auch von Seligman selbst. In seinem neuesten Buch „Flourish“ nun warnt er eindringlich vor einer Überbewertung derartiger Erhebungen zum Glücksempfinden. Das Wort „Glück“ („authentisches Glück“) wird seines Erachtens allzu sehr banalisiert in Richtung Lustigsein, Gut-drauf-Sein, Beschwingtsein. Das aber seien – wie er zu Recht herausstellt – alles nur flüchtige Stimmungen, Gefühle, die von einem zum anderen Moment schwanken können. Für Seligman ist daher die Fokussierung auf Stimmungen bzw. Gefühlslagen die falsche Weichenstellung der Glücksforschung. Die richtige hat seiner Ansicht nach das Wohlbefinden ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu stellen. Und so präsentiert Seligman in seinem Buch eine Theorie des Wohlbefindens, deren Wohlbefinden-Index auf den folgenden fünf Faktoren aufbaut: das augenblickliche Glück, die Fähigkeit zum selbstvergessenen Tun („Flow“), die Erfahrung von Sinn, die soziale Kompetenz („bessere Beziehungen“, Liebe, Dankbarkeit) und Ziel-Erreichung. Alle fünf Faktoren gilt es zu fördern durch Konzentration auf positive Emotionen und Stärken, wozu Seligman in seinem Buch eine Reihe von schlichten Übungen empfiehlt, die „höchst wirksam“ seien. Dazu zählt er u.a. das Führen eines „Tagebuchs der schönen Erlebnisse“ oder auch den „Dankesbrief an einen Freund“. Durch solche Übungen werde das Wohlbefinden messbar gesteigert. Seligman wird nicht müde zu betonen, dass er mit diesen Übungen enorme Erfolge in Schulen, Kliniken und US-Armee-Ausbildungslagern erzielt habe, mit wissenschaftlich messbaren Einflüssen auf die Salutogenese. Gesellschaftlicher Fortschritt besteht seines Erachtens nicht im wirtschaftlichen, sondern im seelischen Wachstum, und letzteres lasse sich am Maßstab des Wohlbefindens messen.

Für Logotherapeuten ist daran nicht allzu viel neu, sie können sich die Lektüre getrost sparen (und müssen dann auch nicht über das penetrante Selbstlob des Autors ständig den Kopf schütteln). Viktor Frankls Erkenntnisse zu einer sinnvollen Lebensgestaltung sind differenzierter und konziser. Frankls dezidierte Warnung vor einer Fixierung auf das eigene Glück, seine Qualifizierung von Glück als Nebenprodukt sinnvollen Handelns, sein unermüdliches Herausstellen der Wichtigkeit von Selbsttranszendenz als einem Von-sich-weg-auf-andere/anderes-Sehen, seine Konzentration auf den Sinn des Augenblicks als Handlungsaufforderung, die das Leben an jeden Menschen in jedem Augenblick seines Lebens stellt, und vieles andere mehr sind der Salutogenese deutlich förderlicher als die hier zu lesende Plauderversion Seligmans. Nichtsdestoweniger ist Seligmans Buch zu begrüßen, weil es für Leser ohne Fachkenntnis zum Teil ganz unterhaltsam zu lesen ist und der Fixierung auf das Beschwingtsein als höchstem Lebensziel eine entschiedene Absage erteilt. *(Peter Suchla)*

IV. DGLE-NACHRICHTEN

Nachruf auf Herrn Dr. med. Karl-Dieter Heines († 13. 4. 2012)

Mit Bestürzung nahm der Vorstand der DGLE die Nachricht vom Tod ihres Gründungsmitglieds, langjährigen Vorstands und Ehrenvorsitzenden Herrn Dr. med. Karl-Dieter Heines auf. Wie gerne hätten wir mit Herrn Dr. Heines, der persönlich zum Kongress der DGLE in Ludwigsburg eingeladen worden war, auf 30 Jahre Deutsche Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse zurückgeblickt!

Als 1982 amerikanische Logotherapeuten planten, den Dritten Weltkongress für Logotherapie in Regensburg zu veranstalten, gründeten die wenigen deutschen Logotherapeuten eine Logotherapiegesellschaft. Dr. med. Karl-Dieter Heines, Chef einer großen Suchtklinik in Bremen, übernahm den Vorsitz und leitete 9 Jahre lang die Deutsche Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse e. V., die im November 1982 beim Amtsgericht Bremen eingetragen worden war.

Herr Dr. Heines dürfte einer der Ersten gewesen sein, der in seiner Klinik die medizinische Behandlung von Suchtpatienten logotherapeutisch ergänzte und existenzanalytisch vertiefte. Er bemühte sich erfolgreich um die Verbreitung und Umsetzung der „Dritten Wiener Schule der Psychotherapie“ in Deutschland und schuf so die Voraussetzungen für Wachstum und Ansehen der DGLE.

In schwierigen Zeiten übernahm er Verantwortung für die DGLE und führte sie tatkräftig, zielstrebig und mit einem hohen Maß an persönlichem Einsatz zu Konsolidierung und Stabilität. „Mein ganzes Leben war ein großes, mich beglückendes Geschenk“ schrieb Herr Dr. Heines. Seine Einstellung zum Leben kann für uns Beispiel und Ansporn sein.

In großer Dankbarkeit und Zuversicht behalten wir ihn in Erinnerung.

Für den Vorstand der DGLE
Johanna Fischer

Aus den Sektionen

Die neue Sektion **„Sinnorientierte Supervision und Coaching“** trifft sich zur konstituierenden Sitzung am 20. Oktober 2012 in Köln.

Die Sektion **„Logotherapie in Wirtschaft und Arbeitswelt“** trifft sich am Samstag, 27. Oktober 2012 im Kloster Oberzell/Würzburg-Zell mit dem Thema: Ethische Orientierungen des Berufsverbandes DGLE. Chancen und Aufgaben für Logotherapeutinnen/Logotherapeuten in der Arbeitswelt (im jeweiligen Beruf) und Wirtschaft.

HINWEISE FÜR AUTORINNEN UND AUTOREN DER ZEITSCHRIFT EXISTENZ UND LOGOS

Bitte richten Sie Ihre Artikel, Briefe, Anregungen, Fragen und Kritiken zur Zeitschrift per Mail an den Schriftleiter (unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt).

Dr. Peter Suchla

Email: suchla@web.de

In der Regel nimmt die Redaktion nur Arbeiten an, die zuvor weder im Inland noch im Ausland veröffentlicht worden sind. Ausnahmen gelten in begründeten Fällen nur nach Absprachen.

WIE SOLL IHR MANUSKRIFT VERSCHICKT WERDEN?

- **Originalmanuskripte** senden Sie bitte grundsätzlich entweder als **Papierausdruck mit einer Diskette oder als Email-Anhang**. **Speichern Sie bitte Ihr Dokument als *.rtf** - Datei ab. Dieses Rich-Format finden Sie in jedem Textprogramm (z.B. Word).

- **Bilder und Grafiken**, die aus einer WORD-Textdatei kopiert werden, sind in der Druckqualität **immer unbefriedigend!**

- **Wenn kein eigener Scan vorhanden ist, legen Sie die Bilder als Original oder Schwarz-Weiss-Kopie in bester Qualität dem Ausdruck der Textdatei bei**. Einscannen und Rastern übernimmt dann Herr Keller im Rahmen seiner Layoutarbeit.

Mit der Annahme des Manuskripts zur Veröffentlichung in der Zeitschrift geht das **Copyright** an die Deutsche Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse e.V. über. Nachdruck oder sonstige Vervielfältigung setzt in jedem Fall die Genehmigung durch die Redaktion voraus.

Für die **Rücksendung** unverlangter Rezensionsexemplare übernehmen wir keine Gewähr.